

Zur Theorierezeption in der Ur- und Frühgeschichte in Ostösterreich seit 1945

Raimund Karl

Zusammenfassung – Die Theorierezeption in der ostösterreichischen Archäologie ist weitgehend unerforscht. Aufbauend auf einem Sample aus Studienabschlussarbeiten und Beiträgen in ostösterreichischen Publikationsorganen wird hier eine derartige Untersuchung unternommen und die Ursachen für die aus der Analyse ersichtlichen Tendenzen und Zustände diskutiert. Das Paradigma der ostösterreichischen Archäologie und die Rolle Wilhelm Angelis in seiner theoretischen Ausformulierung und Verteidigung wird besprochen.

Schlüsselwörter – Österreichische Archäologie, Theorie, Wilhelm Angeli

Abstract – The amount to which theory guides eastern Austrian archaeology is largely unexplored. Based on a sample of unpublished student theses and papers and monographs published in eastern Austria, this question is examined and reasons for observable tendencies and the current status quo are discussed in this study. The paradigm of Austrian archaeology and the role of Wilhelm Angeli in theorizing and defending is discussed.

Keywords – Austrian archaeology, theory, Wilhelm Angeli

Dass die deutschsprachige Urgeschichtsforschung, was ihre Durchsetzung mit und Rezeption von theoretischen Denkströmungen betrifft, weit hinter der englischsprachigen Prähistorie nachhinkt, kann heutzutage als weitgehend bekannt vorausgesetzt werden (BERNBECK 1997; EGGERT & VEIT 1998). Dabei wird die „Theorieabstinenz“ der deutschsprachigen Forschung oft auf eine allgemeine Abwendung von den kulturhistorisierenden Theorien Kossinnas (ANGELI 1970, 118; SMOLLA 1980; WOLFRAM 2000; SOMMER 2002) und den Missbrauch der Urgeschichtsforschung durch die Propagandamaschinerie des Dritten Reiches zurückgeführt (BERNBECK 1997, 30 f.; WOLFRAM 2000). Dies mag wohl, bis zu einem gewissen Grad, durchaus den Tatsachen entsprechen, scheint mir jedoch bestenfalls teilweise als Erklärung geeignet – selbst meine Elterngeneration hat heute, 60 Jahre nach Ende des zweiten Weltkriegs, keine konkrete, eigene Erinnerung mehr an das Dritte Reich. Die heutigen ProfessorInnen, MuseumsdirektorInnen und AbteilungsleiterInnen in Denkmalämtern sind also bereits jene, die zu Kriegsende durchschnittlich nicht mehr als 10 Jahre alt waren, und viele waren damals noch nicht einmal geboren. In Deutschland hat eine verstärkte Theorierezeption auch tatsächlich vor etwa 15 Jahren einzusetzen begonnen (WOLFRAM 2000, 193-195), etwa zu der Zeit, als die Generation jener WissenschaftlerInnen, die noch bewusst den zweiten Weltkrieg erlebt hatten, in Pension ging und von der ersten Generation der in den späten 1930er- und 1940er-Jahren Geborenen ersetzt wurde. In Österreich hingegen erschien mir eine entsprechende Bewegung nicht zu fassen, theo-

retisches Interesse scheint erst jetzt, in der „jüngsten“ Generation der österreichischen PrähistorikerInnen, schön langsam zu erwachen (KARL 2001; 2004a; ZINGERLE 2003). Es schien mir daher angebracht eine empirische Untersuchung der Theorierezeption in der österreichischen Archäologie vorzunehmen und erst danach zu versuchen Schlussfolgerungen zu ziehen. Die Ergebnisse sollen hier vorgestellt werden.

1. Untersuchungsmethode und Quellenkritik

Zwar wäre eine vollständige und umfassende Untersuchung sämtlichen Schriftguts zur (ost-)österreichischen Archäologie in Bezug auf die Fragestellung inwieweit es zu einer Theorierezeption gekommen ist möglich und eine solche wäre vielleicht auch irgendwann einmal wünschenswert. Für diese Arbeit erschien es mir jedoch ausreichend ein repräsentatives Sample heranzuziehen.

Dieses Sample setzt sich zusammen aus einigen der meiner Meinung nach wichtigeren, auch international einigermaßen leicht erhältlichen österreichischen Fachzeitschriften und monographischen Publikationen für ur- und frühgeschichtliche Themen – ausgewählt wurden von mir die Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien¹ (MAGW) als dem Naturhistorischen Museum nahestehende Zeitschrift, die *Archaeologia Austriaca* (samt Beiheften) als akademische „Hauszeitschrift“ des Instituts für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien (ArchA), sowie die Mitteilungen der prähistorischen Kommission der österreichischen Akademie

der Wissenschaften (MPK). Zusätzlich wurden alle in der Bibliothek des Instituts für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien aufliegenden Abschlussarbeiten (also die für den Abschluss des ersten Studienabschnitts notwendigen so genannten „Proseminararbeiten“, Magister-Diplomarbeiten und Dissertationen) sowie alle dort auffindbaren Habilitationsschriften aufgenommen,² weil diese als Studienarbeiten bzw. Arbeiten, mittels derer die *venia docendi* angestrebt wird, als repräsentativ für die Lehre am Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien gelten können.³ Als Untersuchungszeitraum habe ich den Zeitraum von 1945 bis zu den letzten in der Bibliothek des Instituts für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien bereits zugänglichen Bänden gewählt, unter anderem auch deshalb, weil damit mit der Dissertation Karl Kromers (KROMER 1947) eine Arbeit quasi „zu Beginn“ meiner Untersuchung steht, deren Urheber ich selbst noch – wenn auch nur sehr flüchtig – an der Universität Wien kennenlernen durfte. Als einzige Ausnahme von dieser zeitlichen Begrenzung habe ich die Habilitationsschrift von Christian Peschek (PESCHEK 1942) mit aufgenommen und zum Jahr 1945 gerechnet, weil es ohnehin nur recht wenige Habilitationsschriften gab und diese die älteste vorhandene Habilitationsschrift war, nach der bis zur Habilitationsschrift von Fritz Felgenhauer (FELGENHAUER 1957) eine recht große zeitliche Lücke klaffte. Die MAGW wurde ab Band 73-77, erschienen 1947, die MPK ab Band 5, 1952 (der älteste in der Bibliothek Vorhandene), und die ArchA ab Band 1, 1948, miteinbezogen. Diplomarbeiten gibt es ohnehin erst seit relativ kurzer Zeit, die „ältesten“ mir zur Verfügung Stehenden waren jene von Bernhard Hahnel (HAHNEL 1986), Wilfried Hicke (HICKE 1986) und Peter Jablonka (JABLONKA 1986). Proseminararbeiten werden erst seit kurzem, und da nicht vollständig, erfasst, die „ältesten“ mir zur Verfügung Stehenden waren jene von Dietlinde Hlavac (HLAVAC 1996) und Claudia Walcher (WALCHER 1996).

Bei der Untersuchung wurde so vorgegangen, dass jede einzelne Arbeit registriert und vorerst einmal oberflächlich durchgesehen wurde. In vielen Fällen erlaubte bereits ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis (bei Monografien) und ein rasches Durchblättern einer Arbeit um diese klassifizieren zu können, feststellen zu können, ob es sich dabei um eine reine Fundvorlage handelt, bei der keinerlei Gedanken an irgendwelche theoretische Überlegung – darunter möchte ich alles außer rein beschreibenden und klassifikatorischen Überlegungen verstehen – verschwendet wurde sondern einfach herkömmliche antiquarische Hand-

werkstechniken angewendet wurden oder nicht. Besteht eine Arbeit aus Einleitung, Katalog und Tafeln und sonst nichts, ist klar, dass hier nichts weiter zu erwarten ist. Ebenso einfach sind zumeist auch weitgehend oder rein theoretische Arbeiten zu erkennen. Wenn eine solche oberflächliche Klassifizierung nicht möglich war, wurde als nächster Schritt die Referenzliteraturliste (wo vorhanden) auf bekannte theoretische Standardwerke durchsucht. Wenn auch dies keine Entscheidung erlaubte, wurden Kapitel, bei denen ein theoretischer Inhalt möglich erschien (also alle Kapitel, die nicht eindeutig Katalogkapitel oder Tafelseiten waren) quer- und im Zweifelsfall durchgelesen. Danach wurde die jeweilige Arbeit einem der folgenden 11 Typen zugeordnet (Tab. 1), wobei der Typ A für Arbeiten steht, die keinerlei erkennbaren Versuch sich auch nur irgendwie mit theoretischen Fragen zu befassen aufwiesen (also reine Materialvorlagen mit kulturhistorischer Zuordnung), der Typ K hingegen für Arbeiten, die explizit und ausschließlich theoretischer Natur waren (die also neben theoretischen Überlegungen bestenfalls Erwähnungen von Fallbeispielen enthielten, aber keinerlei detailliertere Besprechungen von irgendwelchen speziellen Fundmaterialien oder Befunden). Die anderen Arbeiten wurden den dazwischenliegenden Typen zugeordnet, nach ansteigendem Grad theoretischer Fundamentierung gereiht. Die genaue Typologie finden Sie in Tabelle 1 dargestellt.

In einem zweiten Schritt wurden diese 11 Typen dann auf 4 Klassen reduziert und Arbeiten der Typen A-D als „weitgehend theoriefreie Arbeiten“, Arbeiten der Typen E-G als „ansatzweise theoretisch fundierte Arbeiten“, solche der Typen H und I als „theoretisch fundierte Arbeiten“ und Typen J und K als „weitgehend bis rein theoretische Arbeiten“ bezeichnet. Diese Art Klassifizierung ist logischerweise nicht unbedingt eine hochgradig exakte Bewertung sondern sicherlich auch durch meinen persönlichen Geschmack geprägt und daher ist davon auszugehen, dass eine andere bewertende Person einzelne Arbeiten anderen Typen zugeordnet hätte. Es ist jedoch dennoch anzunehmen, dass sich die grobe Stoßrichtung der Bewertung auf Ebene der „Klassen theoretischer Fundamentierung“ nicht essentiell unterscheiden würde, sondern Unterschiede auf Grund der Größe des gewählten Samples weitestgehend nivelliert würden.

Es ist wichtig an dieser Stelle festzuhalten, dass die hier vorgenommene Klassifizierung – wie alle Typologien – keine Rücksicht auf die Güte der Arbeit nimmt sondern nur den Grad bestimmt zu dem die Arbeit theoretischen Inhalt hat. Die

Typ	Inhalt	Grad theoretischer Fundamentierung
A	reine Materialvorlage und antiquarische Zuordnung	weitgehend theoriefreie Arbeiten
B	minimale Ansätze einer Reflexion (z.B. Fundgeschichte erwähnt)	
C	geringe Ansätze einer Reflexion (z.B. Abriss der Forschungsgeschichte)	
D	Ansätze einer Reflexion, (theoretische) Fragen werden erwähnt	
E	theoretische Gedankengänge werden angedeutet	ansatzweise theoretisch fundierte Arbeiten
F	theoretische Themen (z.B. Gender, soziale Fragen) werden angesprochen und ein wenig theoretische Literatur zitiert	
G	theoretische Themen werden oberflächlich diskutiert, einige Verweise auf relevante Theorieliteratur	
H	theoretische Themen werden diskutiert, Verweise auf relevante Theorieliteratur	theoretisch fundierte Arbeiten
I	theoretische Themen werden explizit diskutiert, häufige Verweise auf relevante Theorieliteratur	
J	Arbeit widmet sich zu großen Teilen theoretischen Diskussionen	weitgehend bis rein theoretische Arbeiten
K	ausschließlich theoretische Arbeit (ev. mit wenigen, illustrativen Fallbeispielen)	

Tab. 1 Typisierung und Umsetzung in den Grad theoretischer Fundamentierung einer Arbeit.

Klassifizierung ist also keine „Benotung“! Eine rein theoretische Arbeit kann genauso falsch argumentiert und ein weitgehend unnötiger Beitrag sein wie eine reine Materialvorlage und eine reine Materialvorlage kann genauso gut fundiert und wichtig und ein bedeutender Beitrag sein wie der ausgiebigste theoretische Erguss. Zwar ist die theoretische Fundamentierung der Arbeit ein wesentlicher Bestandteil einer jeden wissenschaftlichen Beschäftigung mit egal welcher Thematik, aber diese muss nicht notwendigerweise für jede neue Beobachtung erneut breit ausgeführt werden und muss daher nicht notwendigerweise in Arbeiten, die primär der Datenaufzeichnung dienen, vorzufinden sein. Theorie in der Archäologie ist zweifellos wichtig, aber auch nicht wichtiger als die Kenntnis des archäologischen Fund- und Befundmaterials (allerdings auch nicht weniger wichtig).

Das Sample umfasst insgesamt 1313 Arbeiten, die in die Untersuchung mit einbezogen wurden, und kann damit in Bezug auf die Anzahl der unter-

suchten Arbeiten als repräsentativ betrachtet werden. Auch die Zusammensetzung des Samples dürfte einigermaßen repräsentativ sein, wenn überhaupt ist durch die „Konzentration“ auf die MAGW und ArchA eine „stärker theoretisch“ geprägte Richtung der Prähistorie übermäßig repräsentiert – gerade die verschiedenen „regionalen“, kleineren, weniger „bedeutenden“ Publikationsorgane, wie z.B. die „burgenländischen Heimatblätter“ oder „Unsere Heimat“, und natürlich auch die Fundberichte aus Österreich (FÖ) sind Publikationsorte, an denen eher mit einfachen Fund- und Befundvorlagen als mit Theoriediskussionen gerechnet werden kann. Nachdem aber der Leserkreis der mit einbezogenen Zeitschriften um ein Vielfaches größer sein dürfte als jener der „kleinen Regionalzeitschriften“, erscheint mir eine solche „Verfälschung“ des Samples vertretbar.

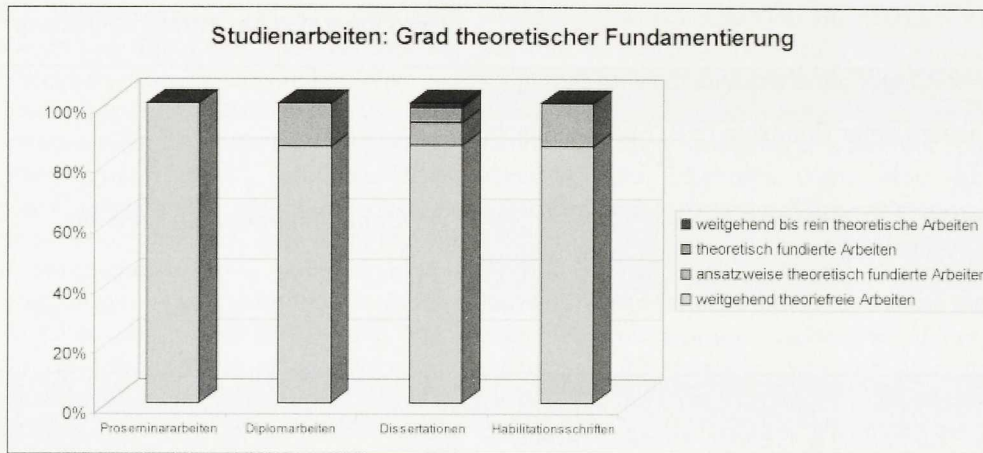


Abb. 1
Theoretische
Fundamentierung
von Studienarbeiten.

2. Studienarbeiten und Habilitationen an der Universität Wien

Gerade an den Arbeiten, die als Abschluss einer wissenschaftlichen Ausbildung oder darüber hinaus zum Erwerb der *venia docendi* in einem wissenschaftlichen Fach verfasst werden, kann man meiner Ansicht nach den Grad der „theoretischen Fundamentierung“, der charakteristisch für die Ausbildung an einer Universität ist, besonders gut bestimmen. Zwar bestimmt, wie bereits oben erwähnt, der Grad der theoretischen Fundamentierung für sich betrachtet nicht notwendigerweise die Qualität einer wissenschaftlichen Arbeit, doch ist gerade im Bereich der Studienabschlussarbeiten und Habilitationen eine klare Progression von eher „handwerklichen“, weitgehend „anwenderischen“ Tätigkeiten zu freieren und auch fachlich unabhängigeren, „bedeutenderen“ oder „umfassenderen“ (und in diesem Sinn auch „besseren“) Arbeiten vorgesehen. Da bei der Dissertation ein Nachweis der „Befähigung zur selbständigen Bewältigung wissenschaftlicher Probleme“ (siehe z.B. AHStG §25, gültig von 22.7.1981 bis 31.7.1997) und bei der Habilitation der Nachweis „hervorragender wissenschaftlicher Qualifikation“ (Satzung der Universität Wien 31 §1, Mitteilungsblatt der Universität Wien, ausgegeben am 22.1.2004) erforderlich ist, kann man zumindest annehmen, dass auch eine wesentlich ausgiebigere theoretische Fundamentierung als bei Proseminar- und Diplomarbeiten erforderlich ist und diese sich dann auch entsprechend in den jeweiligen Arbeiten niederschlagen sollte.

Selbstständige wissenschaftliche, und noch viel mehr hervorragende wissenschaftliche Problembewältigung, kann aber, so sollte man annehmen, wohl kaum theoriefrei funktionieren, weil die neue Erkenntnis, die zur selbstständigen

Problembewältigung erforderlich ist, ja stets in Bereiche vorstoßen muss, die im wissenschaftlichen Sinn zumindest bis zu einem gewissen Grad „Neuland“ sind. Ein bereits gelöstes wissenschaftliches Problem kann man nur mehr dann „selbstständig“ lösen, wenn man einen neuen Lösungsweg findet, nicht jedoch indem man den Anleitungen folgt, die durch bereits bekannte Lösungen des Problems bereitgestellt wurden. Die reine Beobachtung und Aufzeichnung „neuer“ Daten, deren Existenz und Natur man bereits mit ausreichender Genauigkeit vorhersagen kann, ist ebenso wenig als „selbstständige wissenschaftliche Problemlösung“ zu betrachten wie die Beobachtung, dass auch der millionste Apfel wieder vom Baum fällt, wenn Newtons Kopf schon lange nicht mehr in der Nähe ist. Gleichmaßen kann die Lösung trivialer Probleme keinen Nachweis der erforderlichen Befähigung erbringen: das korrekte Einordnen einer Unzahl verschiedener Briefmarken in unterschiedliche Briefmarkenalben ist ebenso wenig der Nachweis einer „selbstständigen“ oder gar „hervorragenden“ wissenschaftlichen Problemlösungskapazität wie eine riesige Materialvorlage, die zwar dankenswert und zweifelsfrei eine gewaltige Arbeitsleistung jedoch nicht mehr als die Lösung eines trivialen Problems ist. Die Lösung nicht-trivialer Probleme erfordert aber jedenfalls eine theoretische Fundamentierung, aus der sich die wissenschaftliche Berechtigung der Erkenntnis ableiten lässt, andernfalls ist der wissenschaftliche Erkenntniswert von vorgeschlagenen Problemlösungen notwendigerweise fragwürdig und die vorgeschlagene Problemlösung folglich als unwissenschaftlich zu betrachten.

Tatsächlich lässt sich eine solche erwartete „Theorieprogression“ bei den Studienabschlussarbeiten – wenigstens bis zu einem gewissen Grad – durchaus auch beobachten (Abb. 1). Während bei

den untersuchten 17 Proseminararbeiten 100% in die Gruppe der „weitgehend theoriefreien Arbeiten“ gehörten, ließen sich bei den Diplomarbeiten 12 von insgesamt 83, oder 14%, der Gruppe der „ansatzweise theoretisch fundierten Arbeiten“ und bei den Dissertationen von insgesamt 79 untersuchten Arbeiten 6 Stück bzw. 8% der Gruppe der „ansatzweise theoretisch fundierten Arbeiten“, weitere 4 Stück oder 5% der Gruppe der „theoretisch fundierten Arbeiten“ und 1 Stück bzw. 1% aller Arbeiten der Gruppe der „weitgehend bis rein theoretischen Arbeiten“ zuweisen. Als bedenklich ist jedoch bereits hier zu betrachten, dass nicht – wie eigentlich zu erwarten gewesen wäre – die meisten Dissertationen zumindest ausreichend theoretisch fundiert waren um in die Gruppe der „ansatzweise theoretisch fundierten Arbeiten“ gerechnet zu werden sondern der überwiegende Teil der Dissertationen, 68 Stück von insgesamt 79 untersuchten Arbeiten, oder 86%, weiterhin der Gruppe der „weitgehend theoriefreien Arbeiten“ zuzurechnen sind, ein Prozentsatz, der unverändert zu dem von Diplomarbeiten erreichten Anteil ist, wo mit 71 von insgesamt 83 Arbeiten ebenfalls 86% aller Arbeiten weitgehend theoriefrei geblieben waren. Ein Fortschritt bei der Entwicklung einer theoretischen Fundamentierung ist also weitgehend bei jenen zu fassen, die ohnehin schon bei ihrer Diplomarbeit erste theoretische Ansätze eingebaut hatten, und die Kluft verbreitert sich, was die Fundamentierung der Arbeiten betrifft, ein generelles Ansteigen des „theoretischen Niveaus“ ist nicht zu beobachten.

Konkreter ist bei dieser „Theorieprogression“ jedoch anzumerken, dass ein relevanter Anteil der theoretisch stärker fundierten Arbeiten jenes sind, die neue (naturwissenschaftliche) Prospektionsmethoden vorstellen, wie die Dissertation von Wolfgang Neubauer (NEUBAUER 1999), oder solche, in denen statistische Ermittlungsverfahren beschrieben werden, wie in der Dissertation von Peter Stadler (STADLER 1985). Bei diesen Arten von Arbeiten, die in wesentlichen Aspekten eigentlich nicht oder zumindest nicht unmittelbar „archäologischer“ Natur sind, sondern eher anderen, „harten“ (Natur) Wissenschaften zuzurechnen sind, ist eine solche theoretische Fundamentierung natürlich auch um ein Vielfaches eher notwendig als bei unmittelbar archäologischen Arbeiten. Dies ist einerseits deshalb so, weil eine Thematik erläutert und vorgestellt werden muss, die zumindest dem archäologischen Leser *a priori* weniger vertraut ist, andererseits, weil in den Wissenschaften, aus denen die Anwendung ursprünglich stammt, theoretische Fundamentierung von neuen Erklärungen und Anwendungen als selbstverständlich und unumgänglich vorausgesetzt

wird (POPPER 1972; 1982), und schließlich auch deshalb, weil bei der Entwicklung einer wirklich neuen Methode der Erkenntnis diese Fundamentierung letztendlich auch tatsächlich unvermeidbar ist.

Ausgehend von dieser von Proseminararbeiten zu Dissertationen hin zwar nur in eingeschränktem Ausmaß, aber zumindest doch ansatzweise, fassbaren Theorieprogression könnte man nun annehmen, dass wenigstens bei Habilitationsschriften – immerhin Arbeiten zum Nachweis „hervorragender wissenschaftlicher Qualifikation“ – die theoretische Fundamentierung verstärkt fassbar werden sollte. Schließlich kann sich „hervorragende wissenschaftliche Qualifikation“ – wie schon oben erläutert – nicht durch herausragende Fähigkeiten beim richtigen Zuordnen von Unmengen von Briefmarken – Verzeihung: archäologischen Funden – kennzeichnen sondern wohl nur durch über das gewöhnliche Maß wissenschaftlicher Tätigkeit hinausgehende, nicht-triviale Erkenntnisse. Erschreckenderweise ist aber dies keineswegs der Fall sondern ist ganz im Gegenteil von den Dissertationen zu den Habilitationsschriften sogar eine Theorieprogression, zurück zum Niveau, auf dem bereits Diplomarbeiten angelangt waren, festzustellen. Von den insgesamt 14 mir zur Verfügung gestandenen Habilitationsschriften waren 12 oder 86% als „weitgehend theoriefreie Arbeiten“, die verbleibenden 2 oder 14% als „ansatzweise theoretisch fundierte Arbeiten“ zu kategorisieren. Dieselben Prozentsätze wurden bereits bei den Diplomarbeiten erreicht, und obgleich Habilitationsschriften fraglos, was ihren Umfang betrifft, Diplomarbeiten deutlich übertreffen, sind sie im Großen und Ganzen nicht mehr als gewaltige Materialvorlagen fast oder ganz ohne irgendwelche über die dem jeweiligen Forschungsstand entsprechende korrekte typochronologische Zuordnung des aufgenommenen Materials hinausgehende Gedankensammlungen.

Inwieweit durch diese Arbeiten tatsächlich irgendeine signifikante Vergrößerung unseres Wissens über die Vergangenheit erreicht wird, muss im Großen und Ganzen als überaus fraglich betrachtet werden. Mehr noch, die Einordnung von Fundmaterialien in ein durch „Schubladen“ oder „Kulturkreise“ (wie z.B. West- oder Osthallstattkreis) gekennzeichnetes, kulturhistorisches Modell, dessen ideologische Herkunft und Implikationen einfach verschwiegen werden, zeigt keineswegs, wie Otto H. Urban (URBAN 1996, 11) schreibt, eine Abwendung der „heute tätigen Generation“ von Gustaf Kossinnas (KOSSINNA 1911) Kulturkreislehre sondern vielmehr eine durch fehlende bzw. mangelhafte theoretische Reflexion bedingte, unbewusste Fortführung derselben (zuletzt dazu wieder ganz deutlich

COLLIS 2003, 150-4; 224). Nicht zuletzt zeigt sich das am Titel und Inhalt von Otto H. Urbans eigener Habilitationsschrift, „Keltische Höhensiedlungen an der mittleren Donau“ (URBAN 1994), die sich nicht nur als gewaltige Vorlage von Fundmaterial mit Einordnung desselben in einen typochronologischen „Kulturkreis“ erweist sondern auch theoretisch und methodisch unfundierte Versuche historischer Interpretationen und schon im Titel eine ethnische (lies: „völkische“) Zuordnung, nämlich „keltisch“, enthält (siehe zur Problematik des Keltenbegriffs COLLIS 2003; KARL 2004b). Nur um möglichen Missverständnissen gleich vorzubeugen, ich möchte damit keineswegs implizieren, dass diese Wiener Habilitierten auf Grund der Verwendung dieser Methode der Ideologie des Dritten Reichs nahestehen, schon gar nicht Otto H. Urban, der durch seine auch durchaus kritische Auseinandersetzung mit der Institutsgeschichte (URBAN 1996; 2002)⁴ mehr als deutlich gezeigt hat, dass er in dieser Beziehung keinerlei Sympathien hegt. Die Ablehnung der Ideologie bedeutet jedoch keineswegs die Befreiung der aus dieser Ideologie entstammenden Methode, so kann als bekannt vorausgesetzt werden, dass der bekannteste englische Vertreter der Methode Gustaf Kossinnas, Vere Gordon Childe, bekennender Marxist war (COLLIS 2003, 151). Wird die „kulturelle Zuordnung“ hingegen auf das reduziert, als was sie sinnvoll verwendbar ist, als, wie es Wilhelm Angeli ausgedrückt hat, „heuristisches Hilfsmittel“ (ANGELI 2002a, 153; siehe auch in gleichem Sinn KARL 2004b, 32), wird sie Mittel zum Zweck Erkenntnis zu finden. Die typochronologische Zuordnung von Material zu einer Kultur und die daraus abzuleitende zeitliche Stellung desselben enthält also nicht *ipso facto* eine inhärente Erkenntnis, es wird kein neues Wissen geschaffen sondern nur bereits vorhandenes Wissen angewendet.

Was Studienabschlussarbeiten und Habilitationsschriften betrifft ist also zu attestieren, dass keineswegs neues Wissen geschaffen wird sondern auf Grund des Mangels an theoretischer Fundamentierung der Arbeiten immer noch zum Großteil einfach bereits vorhandenes Wissen neuerlich wiedergegeben oder angewendet wird. Es werden in der überwiegenden Mehrheit aller untersuchten Fälle nicht nur keine Theorien den angefertigten Arbeiten zu Grunde gelegt, die dann durch die empirischen Beobachtungen am Material selbst überprüft und damit widerlegt oder bestätigt werden können (POPPER 1982), es werden noch viel weniger eigene Theorien oder wenigstens Hypothesen (ANGELI 2002b) aufgestellt und am

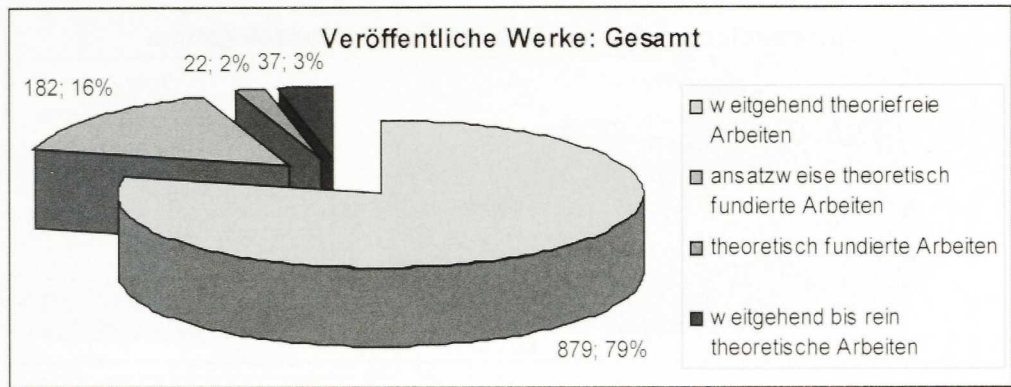
Material überprüft. Auf die Ursachen wird später noch genauer einzugehen sein.

3. Veröffentlichte Arbeiten

Natürlich sind Studienabschlussarbeiten und Habilitationsschriften nicht unbedingt repräsentativ für die theoretische Fundamentierung einer wissenschaftlichen Schule, denn sie werden – mit der beschränkten Ausnahme jener Arbeiten, deren Veröffentlichung bereits zum Zeitpunkt ihrer Fertigstellung absehbar ist – mit einem bestimmten Zweck, nämlich dem Erreichen eines bestimmten akademischen Titels, angefertigt und unterliegen daher bis zu einem gewissen Grad „Eigengesetzlichkeiten“ (ELIAS 1939, 325) bzw. „constraints“ (WEINICH 2003, 230 ff.) oder „seltsamen Attraktoren“ (RUELLE 1992, 87; MARION 1999, 7-16; KARL 2001, 146-51), die ihre allgemeine Aussagekraft einschränken bzw. verfälschen können. Dazu gehört sicherlich, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, unter anderem der Drang, innerhalb eines gewissen Zeitrahmens „fertig“ zu werden, was – vor allem wenn man eine erhebliche Menge an Material zu bearbeiten hat – leicht dazu führen kann, dass man an manchen Ecken und Enden gemäß dem unter den StudentInnen durchaus bekannten „Geschmack“ der Prüfer weniger detailliert arbeitet, als man eigentlich sollte, oder gewisse Aspekte der Arbeit bewusst oder unbewusst weglässt (KARL 2001, 129, 144-74), während man im „wirklichen wissenschaftlichen Leben“, also in der veröffentlichten Literatur, solche „Abstriche“ dann nicht mehr so „unbeschwert“ macht. Aus diesem Grund waren auch veröffentlichte Arbeiten in diese Studie einzubeziehen.

Bei den veröffentlichten Arbeiten zeigt sich im Vergleich zu den Studienarbeiten und Habilitationen tatsächlich eine gewisse Verschiebung hin zu stärkerer theoretischer Fundamentierung (Abb. 2). Von den insgesamt 1120 veröffentlichten Arbeiten, die in dieser Studie berücksichtigt wurden, sind immerhin insgesamt 37 oder 3% als „weitgehend bis rein theoretische Arbeiten“ zu klassifizieren, weitere 22 oder 2% als „theoretisch fundierte Arbeiten“ und immerhin 182 oder 16% als „ansatzweise theoretisch fundierte Arbeiten“. Die als „weitgehend theoriefreie Arbeiten“ zu klassifizierenden Veröffentlichungen machen nur 79% oder 879 Stück aus, was einen durchaus beachtlichen Rückgang im Vergleich zu den Studienabschlussarbeiten und Habilitationen darstellt, bei denen jeweils mindestens 86% in diese Gruppe einzureihen waren. Am „oberen Ende“ meiner Skala der theoretischen Fundamentierung ent-

Abb. 2
Theoretische
Fundamentierung
veröffentlichter
Arbeiten.



spricht die prozentuelle Anzahl der veröffentlichten Arbeiten etwa der bei den Dissertationen (Abb. 1), die Verteilung innerhalb dieser beiden stärker theoretischen Gattungen ist aber verstärkt in Richtung „weitgehend bis rein theoretische Arbeiten“ verschoben (2% : 3% bei den veröffentlichten Arbeiten im Vergleich zu 5% : 1% bei den Dissertationen). Zugenommen hat besonders die Zahl der „ansatzweise theoretisch fundierten Arbeiten“, die mit insgesamt 16% der veröffentlichten Arbeiten jeweils alle Gattungen von Studienabschlussarbeiten und Habilitationen insgesamt übertrifft, was die theoretische Fundamentierung der Arbeiten betrifft.

Interessant ist auch die Verteilung mehr oder weniger theoretisch fundierter Veröffentlichungen in verschiedenen Publikationsorganen. Während der Anteil „weitgehend bis rein theoretischer Arbeiten“ sowohl in den MAGW als auch der Festschrift für Richard Pittioni – erschienen als ArchA-Beihefte 13 und 14 – mit jeweils 6% überdurchschnittlich hoch ist und in den MAGW auch der Anteil „theoretisch fundierter Arbeiten“ mit 3% über dem Durchschnitt liegt, wie bei dieser Gruppe auch bei den ArchA-Beiheften mit Ausnahme der Festschrift für Richard Pittioni, liegen bei der ArchA mit 17%, den MPK mit 21% und den ArchA-Beiheften mit Ausnahme der Festschrift für Richard Pittioni mit 31% die „ansatzweise theoretisch fundierten Arbeiten“ mehr oder minder deutlich über dem Durchschnitt. Die Letzteren liegen dafür bei den „weitgehend theoriefreien Arbeiten“ mit nur 66% deutlich unter dem Durchschnitt, in geringerem Maß – mit jeweils 77% - trifft dies auch bei den MPK und bei der Festschrift für Richard Pittioni zu. Es ist also nicht unbedingt so, dass sich „stärker“ an theoretischer Fundamentierung von Arbeiten interessierte Publikationsorgane gezielt im Sinn einer redaktionellen Linie solche Arbeiten aussuchen, die zumindest in irgendeiner Weise theoretisch fundiert sind, sondern die Verteilung scheint weitgehend

zufällig zu sein, wohl überwiegend davon bestimmt, welche Arbeiten bei der jeweiligen Redaktion einlangen. Dabei haben jene Publikationsorgane, die auch verstärkt international wahrgenommen werden, die auch vermehrt aus dem Ausland Beiträge zugeschickt bekommen und in denen sich vermehrt Beiträge von NaturwissenschaftlerInnen finden lassen, wie anthropologische, archäobotanische, archäozoologische, chemische oder physikalische Untersuchungen, tendentiell „stärker“ theoretisch fundierte Beiträge im Programm als solche, die hauptsächlich oder ausschließlich Einsendungen von österreichischen ArchäologInnen erhalten.

Überhaupt zeigt sich ein wiederum wesentlich ernüchterendes Bild, wenn man die Arbeiten von sowohl ausländischen KollegInnen als auch NaturwissenschaftlerInnen von der Datensammlung für die theoretische Fundamentierung veröffentlichter Arbeiten ausnimmt und ausschließlich die von österreichischen ArchäologInnen (wobei hier nicht notwendigerweise deren Nationalität, sondern Studienort und Ort der wissenschaftlichen Tätigkeit gemeint ist) berücksichtigt. Dabei zeigt sich wieder weitgehend das Bild, das bereits von den Dissertationen her bekannt ist: von insgesamt 782 veröffentlichten Arbeiten lassen sich 680 Beiträge oder 87% den „weitgehend theoriefreien Arbeiten“ zuordnen, 70 oder 9% den „ansatzweise theoretisch fundierten Arbeiten“, 11 oder 1% den „theoretisch fundierten Arbeiten“ und 21 oder 3% den „weitgehend bis rein theoretischen Arbeiten“ (Abb. 3). Das verstärkte Auftreten von „ansatzweise theoretisch fundierten Arbeiten“ und „theoretisch fundierten Arbeiten“ ist also in erster Linie auf Beiträge „von außen“ zurückzuführen, es findet von den Dissertationen her praktisch keine weitere Theorieprogression zu den tatsächlich veröffentlichten Arbeiten hin statt, es ist sogar ein geringfügiger Rückschritt feststellbar. Einzig die Verschiebung innerhalb der stärker theoretisch fundierten Arbeiten



Abb. 3
Theoretische Fundamentierung veröffentlichter Arbeiten österreichischer ArchäologInnen.

hin zu „weitgehend bis rein theoretischen Arbeiten“ bleibt auch bestehen, wenn man die Datenbasis auf ausschließlich von österreichischen ArchäologInnen publizierte Beiträge einschränkt.

Ebenfalls interessant zu betrachten ist die chronologische Entwicklung der theoretischen Fundamentierung der veröffentlichten Arbeiten österreichischer ArchäologInnen (Abb. 4). Nachdem als Argument für die „Theoriefeindlichkeit“ in der deutschen Archäologie gerne das sogenannte „Kossinna-Syndrom“ (SMOLLA 1980) herangezogen wird (z.B. WOLFRAM 2000; SOMMER 2002), erschien die Untersuchung der chronologischen Entwicklung der theoretischen Fundamentierung der (ost)österreichischen Ur- und Frühgeschichtsforschung – auch im Zusammenhang mit der jüngeren Wiener Institutsgeschichte (URBAN 1996, 10 f.) – durchaus wichtig. Um eine bessere Vergleichbarkeit zu erreichen und die durch historischen Zufall bedingten Schwankungen in der Menge der mir zur Verfügung gestandenen Veröffentlichungen einigermaßen auszugleichen habe ich die publizierten Arbeiten von jeweils 10 Jahren zu Gruppen zusammengefasst. Tendenzen und Entwicklungen werden dadurch deutlicher ersichtlich.

Bei der Betrachtung der chronologischen Entwicklung zeichnet sich einigermaßen deutlich ab, dass eine Zunahme stärker theoretisch fundierter Arbeiten in den letzten beiden Jahrzehnten attestiert werden kann. Sind in der unmittelbaren Nachkriegszeit zwischen 1945 und 1954 88%, zwischen 1955 und 1964 sogar 93% und zwischen 1965 und 1974 91% aller veröffentlichten Arbeiten österreichischer ArchäologInnen als „weitgehend theoriefrei“ zu klassifizieren, sinkt im Jahrzehnt zwischen 1975 und 1984 der Anteil derartiger Arbeiten auf 85% und damit zum ersten Mal unter die 86%, die das untere Limit bei Studienabschlussarbeiten und Habilitationen darstellen. Zwischen 1985 und 1994 sinkt dieser Anteil dann auf 80% und schließ-

lich zwischen 1995 und 2004 auf sogar nur 73% ab. Relativ ähnlich verläuft auch die Entwicklung bei den „ansatzweise theoretisch fundierten Arbeiten“: stellen diese im Jahrzehnt unmittelbar nach dem 2. Weltkrieg einen Anteil von 10%, so fällt dieser in den 10 Jahren von 1955 an auf nur 4%, um dann auf 8% in den 10 Jahren ab 1965 und 7% im nächsten Jahrzehnt anzusteigen. Ab dem Jahrzehnt von 1985 bis 1994 ist dann ein deutlicher Anstieg auf 14% fassbar, der dann in den letzten 10 Jahren bis 2004 noch weiter auf insgesamt 17% ansteigt. Am ehesten „linear“ verläuft die Entwicklung bei den „theoretisch fundierten Arbeiten“. Zwischen 1945 und 1954 lassen sich 0% der Veröffentlichungen in diese Gruppe einordnen, gefolgt von einer einzelnen Arbeit zwischen 1955 und 1964 und einem neuerlichen „Rückfall“ auf 0% zwischen 1965 und 1974. Von da an geht es aber relativ kontinuierlich „aufwärts“, 2% der Veröffentlichungen von 1975 bis 1984 und 1985 bis 1994 und 6% der publizierten Artikel zwischen 1995 und 2004 können dieser Gruppe zugeordnet werden. Dabei ist allerdings anzumerken, dass es sich jeweils um vergleichsweise kleine Samples handelt, bei denen die genannten Prozentzahlen jeweils praktisch der absoluten Zahl derartiger Veröffentlichungen entsprechen, und daher zumindest bis inklusive des bis 1994 reichenden Jahrzehnts durchaus auch als „Zufallserscheinungen“, als Ausnahmen, die die Regel der Absenz solcher Arbeiten bestätigen, gelten können. Auch bei den „weitgehend bis rein theoretischen Arbeiten“ bestätigt sich eine Entwicklung von einer Abnahme in den ersten Jahrzehnten nach dem Krieg hin zu einer Zunahme theoretischer Arbeiten in den letzten drei Jahrzehnten, wenngleich hier eine etwas andere Gewichtung innerhalb der letzten drei Jahrzehnte zu beobachten ist. Jeweils 2% der Veröffentlichungen sind von 1945 bis 1954 und 1955 bis 1964 dieser Gruppe zuzuordnen, dann ist ein Rückgang auf 1% zwischen 1965 und 1974 zu beobachten, wodurch danach der Anstieg auf 6%

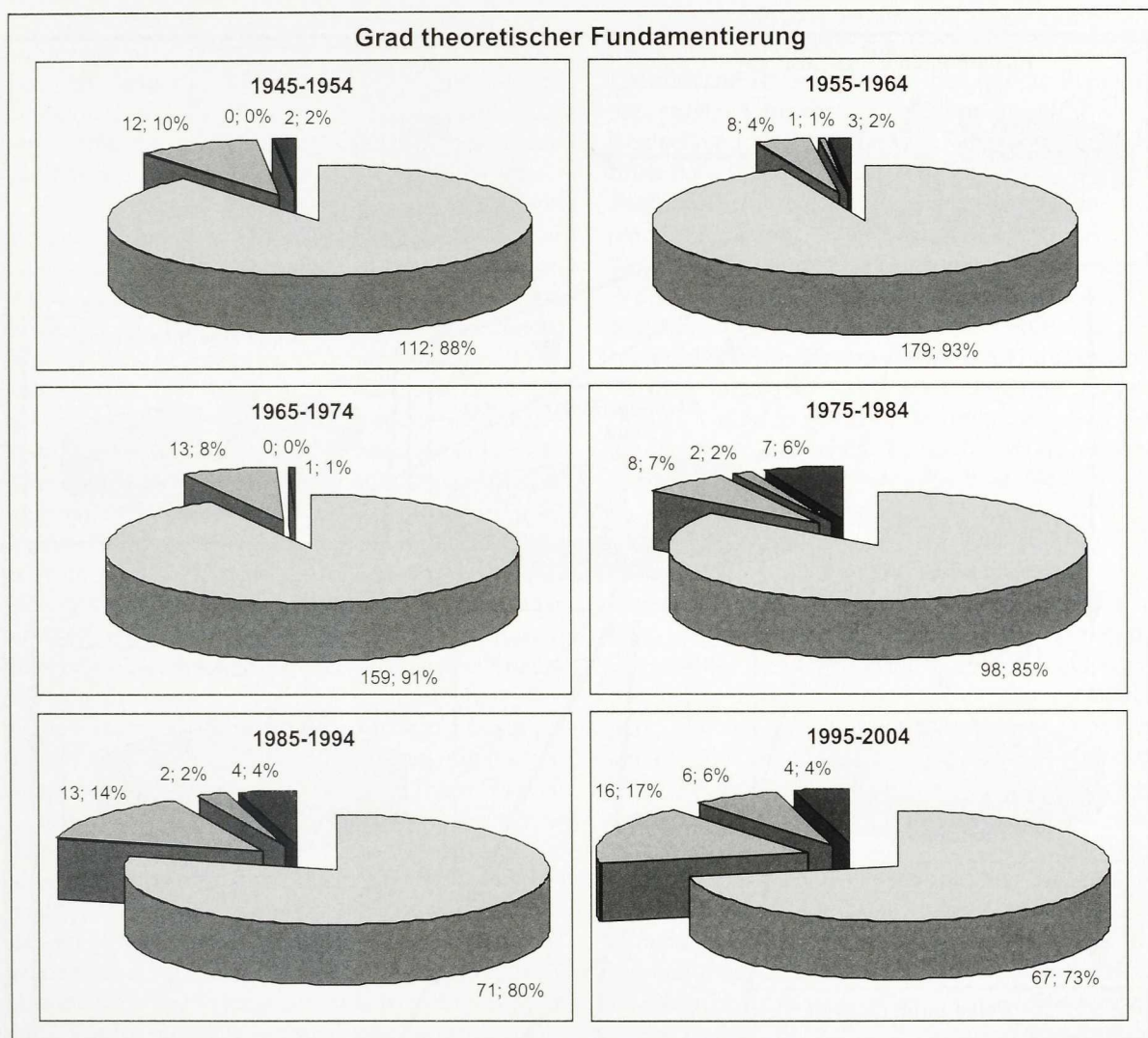


Abb. 4 Chronologische Entwicklung, theoretische Fundamentierung österreichischer archäologischer Arbeiten (Legende s. Abb. 3).

zwischen 1975 bis 1984 umso deutlicher hervortritt. Seit 1985 ist die Rate von 4% pro Jahrzehnt stabil geblieben.

Generell ist also die größte „Theorieabstinez“ zwischen 1955 und 1974 zu beobachten, während im letzten Jahrzehnt der Anteil jener Arbeiten, die entweder „theoretisch fundiert“ oder sogar „weitgehend bis rein theoretisch“ sind, zum ersten Mal auf 10% angestiegen ist. Es muss allerdings selbst bei den Arbeiten der letzten 10 Jahre offen bleiben ob damit schon der – meiner Meinung nach viel zu gering angesetzte – von Hermann Behrens genannte Wert es würde genügen, wenn sich 10% der KollegInnen mit Fragen der Theorie beschäftigen würden (BEHRENS 1999, 66) schon erreicht ist: alleine 3 der 4 der Kategorie der „weitgehend bis rein theoretischen Arbeiten“ zugeordneten Veröffentlichungen in diesem Jahrzehnt

gehen auf das Konto von Wilhelm Angeli (ANGELI 1997; 2002a; 2002b), es sind also nicht 10% der KollegInnen, sondern nur 10% der Arbeiten, die sich tieferschürfender mit Fragen der Theorie auseinandersetzen. Noch dazu fallen auch hier wieder eine Reihe von „naturwissenschaftlich-archäologischen“ Arbeiten in diese Gruppe, die sich eigentlich weniger mit „archäologischen“ als z.B. physikalischen Theorien beschäftigen.

4. Lehrende am Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien

Unter den von mir berücksichtigten Arbeiten befinden sich wie zu erwarten auch einige von Lehrenden am Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien. Nachdem Otto H. Urban deren

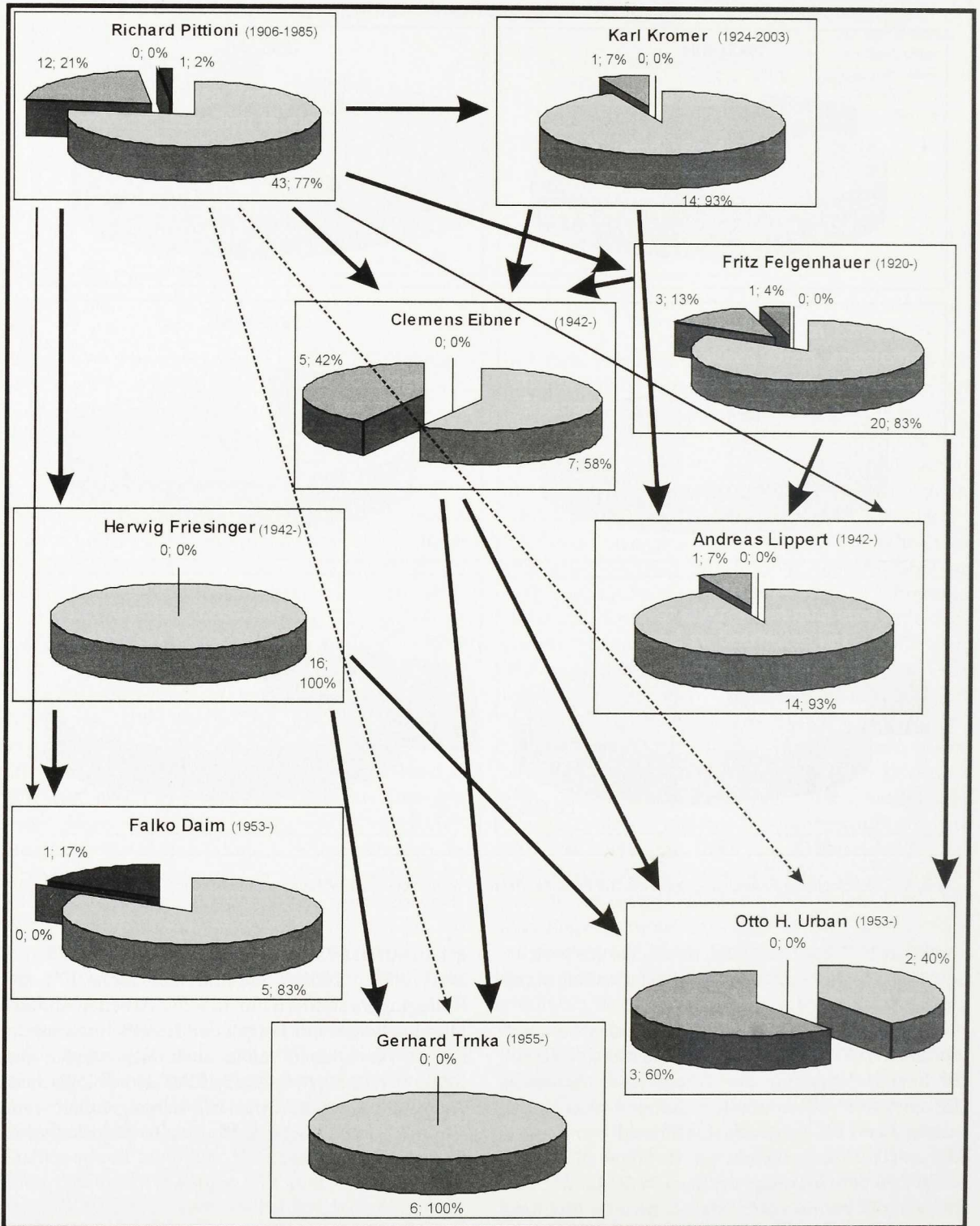


Abb. 5 Theoretische Fundamentierung von Arbeiten der im Stammbaum Otto H. Urbans zu findenden Universitätslehrer in Wien und ihre Verbindung durch die Lehre (adaptiert nach URBAN 1996, 10; Legende s. Abb. 3).

Verbindungen in einem schönen „Stammbaum“ aufgezeigt hat (URBAN 1996, 10), ist es auch möglich die Seite der Lehrenden etwas genauer zu betrachten und die theoretische Fundamentierung ihrer Arbeiten in diesen „Stammbaum“ einzuordnen (Abb. 5).

Klarerweise spielen hier zwar die individuellen Vorlieben und Interessen der einzelnen Forscher eine sehr starke Rolle, dennoch zeigt sich zumindest ansatzweise ein der allgemeinen Entwicklung hin zu „mehr Theorie“ gegenläufiger Trend: Findet sich in den Arbeiten von Richard Pittioni, Fritz Felgenhauer und Clemens Eibner noch ein recht großer Anteil von zumindest „ansatzweise theoretisch fundierten Arbeiten“, sinkt dieser bei Herwig Friesinger, Andreas Lippert und Gerhard Trnka auf nahezu oder tatsächlich Null ab. Bei Falko Daim schlägt sich eine einzelne, „weitgehend bis rein theoretische Arbeit“ (DAIM 1982), recht massiv im kleinen Sample von nur 6 Arbeiten nieder und ist wohl auch Ausdruck eines persönlichen Interesses Daims an theoretischen Fragestellungen, das ich in einigen persönlichen Gesprächen kennengelernt habe, das sich aber nur sehr bedingt in seinen Veröffentlichungen in meinem Sample zeigt. Vergleichbares gilt wohl auch im Fall von Otto H. Urban, bei dem dieses grundsätzliche Interesse an Theorie und dabei besonders an der Fachgeschichte sich auch etwas breiter in schriftlicher Form niederschlägt, wenn auch weniger explizit theoretisch als bei der einen theoretischen Arbeit von Falko Daim. Daneben zeigt sich auch eine grundsätzliche Aufspaltung des Wiener Instituts in zwei Gruppen mit unterschiedlich großer Abneigung gegen Theorie, die sich bis zu einem gewissen Grad um die beiden Professoren, die unmittelbar bei Richard Pittioni studiert und in der Folge lange Zeit die beiden Wiener Lehrstühle für Urgeschichte innegehabt haben, nämlich einerseits Fritz Felgenhauer und andererseits Herwig Friesinger, die ich in dieser „Konstellation“ auch noch zu Beginn meines eigenen Studiums erlebt habe, gebildet haben. Dabei hat die Gruppe um Felgenhauer ein einigermaßen deutliches Interesse an einer wenigstens „ansatzweisen“ theoretischen Fundamentierung ihrer Arbeit gezeigt, die sich auch in den in meinem Sample enthaltenen Veröffentlichungen widerspiegelt, während die „Friesinger-Schule“ sich durch weitgehende bis völlige Theorieabstinenz auszeichnet (das setzt sich übrigens auch in den Studienabschlussarbeiten und Publikationen der in der Darstellung in Abbildung 5 nicht enthaltenen, zahlreichen Friesinger-SchülerInnen nieder, die beinahe durchgehend in den untersten Bereichen der theoretischen Fundamentierung einzuordnende

Arbeiten produziert haben und noch immer produzieren). Dass eine solche Theoriefeindlichkeit erschütternd ist und sich nahtlos in eine Reihe mit den zuletzt vermehrt kritisierten Verhältnissen in Deutschland stellen lässt (HÄRKE 1991; EGGERT 1994; WOLFRAM 2000; SOMMER 2000; 2002; VEIT 2002), diese Archäologie sich also noch in einer vorparadigmatischen Phase befindet (SOMMER 2002, 186), ja sogar eventuell als „wissenschaftsfeindlich“ (VEIT 2002, 414) bezeichnet werden muss, muss hier besonders deutlich hervorgehoben werden. Es wird später hierauf noch einmal zurückzukommen sein. Darüber hinaus ist auch ganz allgemein die von Otto H. Urban in seinem „Stammbaum“ der Lehre in der österreichischen Urgeschichte aufgezeigte Verflechtung der Lehrenden (URBAN 1996, 10), die in der obigen Abbildung (Abb. 5) nur in Ausschnitten wiedergegeben wird, ganz für sich alleine, ohne den Bezug zur theoretischen Fundamentierung der von diesen Forschern stammenden Arbeiten, beachtenswert. Zustrom von Lehrenden ans Wiener Institut „von außen“, vielleicht gar aus dem Ausland, findet praktisch nicht statt. Einzig Andreas Lippert ist über den „Umweg“ des Instituts in Innsbruck wieder nach Wien an seinen Ausbildungsort zurückgekehrt. Wenn überhaupt, strömt neues Gedankengut am ehesten über Gastprofessoren ein, die nach Wien eingeladen werden, etwas, das allerdings erst in den letzten 10 Jahren wirklich mit größerer Häufigkeit stattfindet. Ein Zusammenhang mit der zunehmenden theoretischen Fundamentierung der Publikationen (ost)österreichischer ArchäologInnen ist hier nicht auszuschließen. Was jedoch den konkreten Stamm der längerfristig in Wien situierten Lehrenden betrifft, kann man nicht umhin intellektuelle Inzucht attestieren zu müssen, die sich – wenig überraschend – dann eben auch an der Präferenz für gewisse archäologische Ansätze zeigt.

5. Kritischer Diskurs

Eingedenk der österreichischen archäologischen Literatur seit 1945 muß es beinahe als Witz aufgefaßt werden ein Kapitel mit den Worten „kritischer Diskurs“⁵ betitelt zu sehen, denn normalerweise findet ein solcher in Österreich nicht in Form von Schriftgut, ja nicht einmal in Form von Diskussionsbeiträgen bei öffentlichen Vorträgen statt. Wie ich auch aus regelhafter eigener Erfahrung berichten kann, wird einem das, was als Kritik verstanden wird, entweder im stillen Kämmerchen gesagt, wesentlich häufiger, erfährt man von solcher „um drei Ecken“ unter vorgehaltener Hand oder sie wird überhaupt nur hinter

dem Rücken des Betroffenen geäußert. Ich habe in meinem Sample von 1313 untersuchten Arbeiten überhaupt nur einen auffällig und offensichtlich als tatsächlich „kritischen“ Diskurs herausstechenden Austausch von Meinungen gefunden, und dieser fand bezeichnenderweise ausschließlich zwischen deutschen Kollegen statt (BEHRENS 1976; KURTH & RÖHRER-ERTL 1977; BEHRENS 1981). Generell werden ansonsten von der eigenen Meinung abweichende Ansichten – wo solche überhaupt existieren – einfach totgeschwiegen und übergangen. Soweit ein Diskurs stattfindet, ist er ein bestätigender, unterstützender oder im äußersten Fall ergänzender, der dazu dient bestehende Ansichten zu stützen und zu verstärken oder durch diese Unterstützung und Verstärkung für die selbst getätigten Aussagen zu erhalten.

Kritischer Diskurs findet also in der überwiegenden Mehrheit aller Fälle nicht statt, oder wenn doch, dann nicht in einer öffentlich zugänglichen, argumentativen und in diesem Sinne auch rational nachvollziehbaren Weise sondern unterliegt eher gruppendynamischen Prozessen, einer gewissermaßen „habituellen“ Ausbildung von Verhaltensmustern und -normen und letztendlich auch „wissenschaftlichen“ Meinungen. Dabei ist Habitus im Sinne Pierre Bourdieus zu verstehen als *„...ein sozial konstituiertes System von strukturierten und strukturierenden Dispositionen, das durch Praxis erworben wird und konstant auf praktische Funktionen ausgerichtet ist...“* (BOURDIEU & WACQUANT 1996, 154) mit allen Konsequenzen, die damit in Verbindung stehen, insbesondere natürlich der Herausbildung von mehr oder minder klar definierten Orthodoxien (BOURDIEU 1977, besonders 168-70). Pierre Bourdieu schreibt dazu: *„Orthodoxy, straight, or rather straightened, opinion, which aims, without ever entirely succeeding, at restoring the primal state of innocence of doxa, exists only in the objective relationship which opposes it to hereodoxy, that is, by reference to the choice – haireis, heresy – made possible by the existence of competing possibles and to the explicit critique of the sum total of the alternatives not chosen that the established order implies. It is defined as a system of euphemisms, of acceptable ways of thinking and speaking the natural and social world, which rejects heretical remarks as blasphemies. But the manifest censorship imposed by orthodox discourse, the official way of speaking and thinking the world, conceals another, more radical censorship: that over opposition between “right” opinion and “left” or “wrong” opinion, which delimits the universe of possible discourse, be it legitimate or illegitimate, euphemistic or blasphemous, masks in turn the fundamental opposition between the universe of things that can be stated, and hence thought, and the universe of that which is taken*

for granted.“ (BOURDIEU 1977, 169-70). Eine solche, letztendlich dogmatische, Vorgehensweise steht natürlich im krassen Gegensatz zu dem, was man in der Gegenwart recht allgemein als wissenschaftliche Vorgehensweise betrachten kann, gleichgültig ob man eher geneigt ist dem Wiener Karl R. Popper (POPPER 1982; 1996), dem Wiener Paul Feyerabend (FEYERABEND 1986), dem Wiener Rupert Riedl (RIEDL 1982) oder doch eher dem Wiener Heinz von Foerster (von FOERSTER 1993) zu folgen oder sonst eine wie auch immer geartete, explizit ausformulierte, erkenntnistheoretische Position einnimmt. Vielleicht am deutlichsten findet sich ein grundsätzliches Verständnis von Wissenschaftlichkeit in einem modernen Sinn bei Karl R. Popper ausgedrückt: *„Die Naturwissenschaften wie die Sozialwissenschaften gehen immer von Problemen aus⁶; davon, daß etwas unsere Verwunderung erregt, wie die griechischen Philosophen sagten. Zur Lösung dieser Probleme verwenden die Wissenschaften grundsätzlich dieselbe Methode, die der gesunde Menschenverstand verwendet: die Methode von Versuch und Irrtum. Genauer ausgedrückt: Es ist die Methode, versuchsweise Lösungen unseres Problems aufzustellen und dann die falschen Lösungen als irrtümlich zu eliminieren. Diese Methode setzt voraus, daß wir mit einer Vielzahl von versuchsweisen Lösungen arbeiten. Eine Lösung nach der anderen wird ausprobiert und eliminiert.“* (POPPER 1996, 15). Karl R. Popper argumentiert weiters: *„Was ist der entscheidende Unterschied zwischen einer Amöbe und einem großen Wissenschaftler wie Newton oder Einstein? Die Antwort auf diese Frage ist: Das Besondere der Wissenschaft liegt in der bewußten Anwendung der kritischen Methode ... die das außerordentlich schnelle Wachstum der wissenschaftlichen Form des Wissens, den außerordentlichen wissenschaftlichen Fortschritt, erklärt. Alle vorwissenschaftliche Erkenntnis, ob tierisch oder menschlich, ist dogmatisch; und mit der Erfindung der nicht-dogmatischen Methode, das heißt, der kritischen Methode, beginnt die Wissenschaft.“* (POPPER 1996, 21-2). Voraussetzung dafür, dass falsche Lösungen eliminiert werden können, ist also einerseits der Versuch neue Lösungswege für unsere Probleme zu finden und auch explizit theoretisch zu formulieren und andererseits der kritische Diskurs, der falsche Lösungen zu eliminieren erlaubt. Findet weder das eine noch das andere statt, gibt es keinen wissenschaftlichen Fortschritt, ja im eigentlichen Sinn gar keine Wissenschaft, sondern nur dogmatische Stagnation.

Gleichzeitig führt diese mangelnde Diskursfähigkeit, die sich natürlich keineswegs auf die „wissenschaftliche“ Tätigkeit beschränkt sondern in der Forschungsgemeinschaft in Wien auch in allen anderen Belangen zu tragen kommt, auch zu einer

generellen Kritikunfähigkeit, sowohl im aktiven, „austeilenden“ als auch im passiven, „einsteckenden“ Sinn. Dadurch, dass Meinungen nicht explizit ausgesprochen werden, erfolgt keine Loslösung der Meinung von der Person, Meinungen und Erwartungen werden nicht objektiviert, sondern bleiben subjektiv. Daher können auch keine Gründe „für und wider ... abgewogen und diskutiert werden“ (POPPER 1996, 23) und die nicht objektivierte Meinung kann nicht unabhängig vom Forscher durch Kritik vernichtet werden, kann nicht ohne dem Forscher selbst zu Grunde gehen (POPPER 1996, 26-7). Kehren wir kurz zur Amöbe im Beispiel Karl R. Poppers zurück: „*Worin liegt nun der entscheidende Unterschied zwischen der Amöbe und Einstein ... (?) Die Amöbe flieht vor der Falsifikation: Ihre Erwartung ist ein Teil von ihr, und vorwissenschaftliche Träger von Erwartungen oder Hypothesen werden oft durch die Widerlegung der Hypothese vernichtet.*“ (POPPER 1996, 26). Das Fehlen oder zumindest der Mangel an expliziter Formulierung von Theorien führt in der (ost)österreichischen Ur- und Frühgeschichtsforschung, genau dem Beispiel der Amöbe Poppers folgend, dazu, dass jede Kritik als persönlicher Angriff (SOMMER 2002, 191) auf den Urheber dieser Theorie verstanden wird und zu den entsprechenden Abwehrreflexen führt. Gewöhnlich reicht daher die habituell antrainierte Angst vor dem „Sterben“ der eigenen Theorien und der damit verbundenen Angst vor dem eigenen, „wissenschaftlichen“ Sterben, also der öffentlichen Blamage und den daraus folgenden „Zerpflückungen“ in der Fachliteratur (den zu befürchtenden, als *persönlich* verstandenen Angriffen) völlig aus um jede explizite Formulierung einer Hypothese zu verhindern und umgekehrt die habituell antrainierte Angst vor dem Abwehrreflex, dem persönlichen „beleidigt Sein“ des Kritisierten oder gar den verbalen Untergriffen, der dann tatsächlich böswilligen, hinter dem Rücken des Betroffenen geführten Verleumdung, Beleidigung oder dem Versuch den expliziten Kritiker hinterrücks bei KollegInnen lächerlich zu machen oder als Querulanten, Trottel etc. abzutun um jede explizit geäußerte Kritik zu verhindern.

Schließlich führt diese mangelnde Diskursfähigkeit auch noch dazu, dass sich autoritäre, hierarchische Strukturen ausbilden bzw. erhalten, Strukturen, wie sie ja auch für Deutschland zuletzt wieder Ulrike Sommer kritisiert hat (SOMMER 2002, 191). Natürlich ist auch innerhalb einer habituell geprägten Gruppe, in der Aussagen vorwissenschaftlich, also dogmatisch, getroffen und nicht in wissenschaftlicher, auf Argumente gestützte Weise im freien Spiel des kritischen Diskurses erarbeitet werden, niemals eine

völlige Übereinstimmung in den Ansichten aller Mitglieder einer Gesellschaft gegeben, nicht einmal einer so kleinen und vom „Außen“ weitgehend isolierten, geschlossenen Gesellschaft wie jener, als die sich die (ost)österreichische Archäologie darstellt. Kann man nun aber einen anderen Forscher, insbesondere einen, von dem man direkt oder indirekt abhängig ist, nicht kritisieren ohne befürchten zu müssen, dass dieser die Kritik als persönlichen Angriff versteht und als Folge „Racheakte“ zu befürchten sind, die sich zum massiven eigenen Nachteil auswirken können, ja sogar die eigene fachliche und damit potentiell sogar die eigene wirtschaftliche Existenz bedroht wird, ergeben sich notwendigerweise Hierarchien von Meinungen. Nachdem gerade in einer kleinen und geschlossenen Gesellschaft wie der (ost)österreichischen Archäologie der „durchschnittliche“ Forscher, vom ersten Tag des Studiums an bis zur Pensionierung, in zumeist größerem, seltener nur geringerem Ausmaß von anderen ForscherInnen direkt oder indirekt abhängig ist, ist eine weitgehend durchgehende Hierarchienbildung, nicht unähnlich der Ausbildung feudaler Systeme und einer Zentralisierung der Macht im Sinne von Norbert Elias (ELIAS 1939, 323-352), nahezu unvermeidbar. Nicht völlig zufällig, wenn auch sicherlich nicht im Sinne einer analytischen Erfassung sondern eher eines intuitiven Begreifens, wurde und wird Herwig Friesinger, die momentane „Zentralfigur“ in der österreichischen Archäologie, vom „Volksmund“ in „seinem“ Institut für Ur- und Frühgeschichte in Wien als „Allgottoberster“ bezeichnet, also sogar noch deutlich jenseits des allgemein im deutschen Sprachraum üblichen Begriffes „Papst“ für eine derartige zentrale Figur angesiedelt. Schon Päpste kann man eigentlich nicht kritisieren, aber wie soll man den allmächtigen und allwissenden, obersten Gott der Götter kritisieren können? Dabei ist natürlich ganz klar, dass dieses System weder von Herwig Friesinger geplant noch unbedingt gewollt war und ist sondern sich nach dem Prinzip der von Norbert Elias erläuterten „Eigengesetzlichkeiten“ (ELIAS 1939, 325) von selbst entwickelt hat, sozusagen situationsbedingt durch Selbstorganisation (MATURANA & VARELA 1979; JANTSCH 1979; 1987; MARION 1999) entstanden ist. Umgekehrt hatte und hat Herwig Friesinger aber auch heute noch die Wahl aus dieser Lage auszubrechen und durch die Ermöglichung des kritischen Diskurses eine Entwicklung einer österreichischen Ur- und Frühgeschichtswissenschaft in einem modernen Sinn zu ermöglichen. Gleichermaßen hat natürlich jede Prähistorikerin und jeder Prähistoriker in Österreich die Möglichkeit für sich selbst diesen

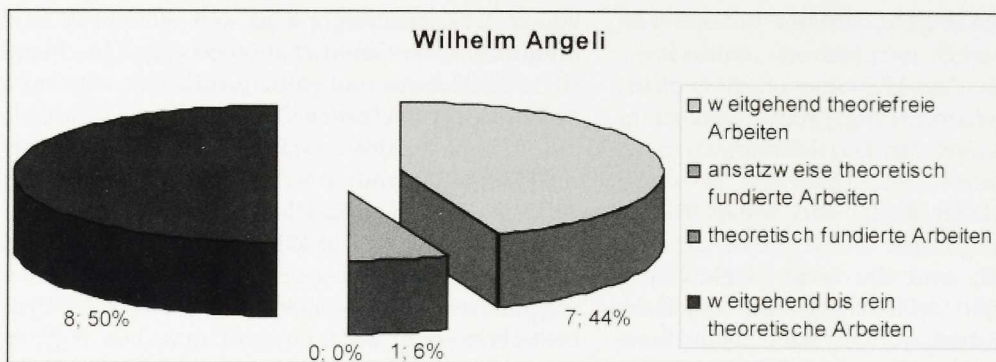


Abb. 6
Theoretische
Fundamentierung
der Arbeiten von
Wilhelm Angeli.

Schritt zu tun und damit – was die wissenschaftliche Qualifikation in einem modernen Sinn betrifft – über ihre oder seine akademischen Lehrer hinauszuwachsen. Es ist aber hier natürlich einschränkend zu bemerken, dass dies für einen Wissenschaftler wie mich, der sich durch die Annahme einer Position an der University of Wales in Bangor so weit weg von österreichischen Einflüssen, sowohl intellektuell als auch wirtschaftlich und politisch, entfernt hat, als das in Europa zur Zeit auch nur irgendwie möglich ist, leichter gesagt ist als für jemanden, der weiter in den momentan bestehenden Abhängigkeiten in Österreich gefangen ist. So ist es wohl auch kein Zufall, dass eine kritische Auseinandersetzung mit der Situation der österreichischen Archäologie seit dem zweiten Weltkrieg wie die hier vorliegende von mir als einem „unabhängigen Außenstehenden“ und nicht von jemandem, der im Moment in Österreich tätig ist, kommt.

Klar muss in jedem Fall aber gesagt sein, dass es, solange es keinen kritischen Diskurs gibt, keine prähistorische Wissenschaft in Österreich gibt, und es keine kritischen Diskurs geben kann und geben wird, solange nicht Theorien explizit ausformuliert werden und Forschung mit theoretischen Unterbau betrieben wird.

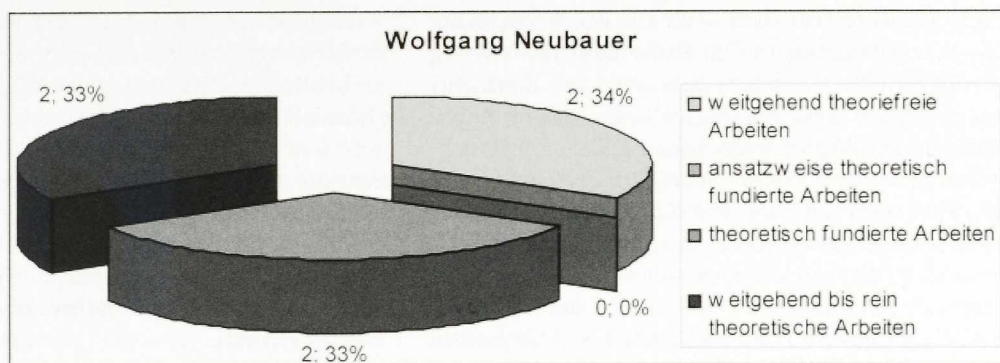
6. Wilhelm Angeli und archäologische Theorie in Österreich

Im Vergleich zum bisher Gesagten hebt sich Wilhelm Angeli nachgerade wie eine Lichtgestalt vom Dunkel der weitgehenden Theorieabstinenz ab. In diesem Sinn kann diese Arbeit auch durchaus als Hommage an den „Altmeister“ der Beschäftigung mit archäologischer Theorie in Österreich verstanden werden. Dabei ist allerdings auch gleich voranzustellen, dass dies keineswegs bedeutet, dass ich mit Wilhelm Angeli in den meisten seiner Schlussfolgerungen und Ansichten übereinstim-

me, vielmehr ist, im Großen und Ganzen, das Gegenteil der Fall. Denn seine Beschäftigung mit der archäologischen Theorienbildung kennzeichnet sich hauptsächlich durch eine Ablehnung all dieser Versuche und einen weitgehenden Rückzug auf einen puren Antiquarismus als einzig „sichere“ Erkenntnismöglichkeit in der Archäologie (so z.B. in ANGELI 1999; 2002a; 2002b; 2003; 2004), eine Ansicht, die ich ganz bestimmt nicht zu teilen vermag. Aber das ist letztendlich auch gar kein Problem sondern ganz im Gegenteil genau der Punkt: Wilhelm Angeli drückt seine Meinungen, Erwartungen und Ansichten explizit aus, er „objektiviert“ sie im Sinne Karl R. Poppers und so können sie „von anderen, aber auch von“ ihm „selbst *versuchsweise* bejaht, aber auch *versuchsweise* verneint werden; die Gründe für und wider können abgewogen und diskutiert werden“ (POPPER 1996, 23). Ich kann daher Wilhelm Angelis Meinungen, Erwartungen und Ansichten kritisieren ohne auch nur den Anschein zu erwecken, ich würde Wilhelm Angeli persönlich angreifen. Wir können vielmehr, wie dies im englischen Sprachraum gern ausgedrückt wird, „agree to disagree“, darin übereinstimmen, dass wir nicht miteinander übereinstimmen. Mehr noch als das, ich kann sogar meiner Hochachtung für Wilhelm Angelis Werk dadurch Ausdruck verleihen, dass ich eben dieses Werk kritisiere, ich kann diese Hochachtung zum Ausdruck bringen ohne im mindesten mit den Inhalten dessen, was Wilhelm Angeli geschrieben hat und hoffentlich noch länger schreiben wird, übereinstimmen zu sollen oder gar zu müssen.

Aber zurück zu den Daten. Betrachtet man die Klassifizierung der Arbeiten von Wilhelm Angeli nach meinem oben erläuterten Schema (Tab. 1), so könnte der Unterschied zum „üblichen“ Bild, das sich bei anderen österreichischen Forschern zeigt, kaum deutlicher sein (Abb. 6). Von den insgesamt 16 Arbeiten von Wilhelm Angeli, die in meinem Sample enthalten waren, sind insgesamt 8 oder 50%

Abb. 7
Theoretische
Fundamentierung
der Arbeiten
von Wolfgang
Neubauer.



als „weitgehend bis rein theoretische Arbeiten“ zu klassifizieren (ANGELI 1958; 1970; 1976; 1981; 1991; 1997; 2002a; 2002b). Bei einer „ansatzweise theoretisch fundierten Arbeit“ oder 6% liegt der Rest seiner Arbeiten in meinem Sample im Bereich der „weitgehend theoriefreien Arbeiten“, insgesamt 7 Stück oder 44%. Von allen anderen österreichischen ArchäologInnen, die in meinem Sample mit mindestens 5 oder mehr Arbeiten vertreten waren, kommt einzig Wolfgang Neubauer auf eine vergleichbare Verteilung theoretisch fundierter Arbeiten (von 6 Arbeiten jeweils 2 bzw. 33% „weitgehend bis rein theoretisch“, „theoretisch fundiert“ und „weitgehend theoriefrei“, siehe Abb. 7). Wie schon weiter oben erwähnt wurde, ist dies bei Wolfgang Neubauer darauf zurückzuführen, dass er im Bereich der Entwicklung neuer, naturwissenschaftlicher Prospektionsmethoden tätig ist und daher bis zu einem gewissen Grad eine „Sonderstellung“ einnimmt (was aber keineswegs die Bedeutung der soliden theoretischen Fundamentierung seiner Arbeiten schmälern soll). Alle anderen österreichischen ArchäologInnen kommen nicht einmal entfernt auf ähnliche Werte, was die theoretische Fundamentierung ihrer Arbeiten betrifft.

Interessant ist auch die Verteilung der Arbeiten Wilhelm Angelis auf hauptsächlich die beiden extremen Enden des Spektrums theoretischer Fundamentierung, mit nur einer Arbeit im Mittelfeld. Dies passt gut zu seiner Argumentation für eine Konzentration auf einen puren Antiquarismus in seinen theoretischen Arbeiten. Man kann daher bis zu einem gewissen Grad behaupten, dass er der „Chefideologe“ des auch sonst in Wien vorherrschenden Zugangs zur Archäologie ist, der Theoretiker, der explizit die Argumentation gegen jegliches Eindringen theoretischer Strömungen in die „Insel der Seeligen“ (in „theoretischer“ Hinsicht wohl vergleichbar mit jenem „ursprünglichen, unschuldigen Zustand der Doxa“ Pierre Bourdieus; BOURDIEU 1977, 169) führt, als die sich Österreich

ja gerne sieht. Dies könnte auch die verstärkte Zunahme seiner Arbeiten in dieser Richtung in den letzten paar Jahren erklären, in denen auch im benachbarten deutschen Raum zunehmend theoretische Regungen spürbar werden und nach Österreich einzusickern drohen. Doch eine solche Erklärung, die sein Werk auf eine – wenn auch theoretisch gut fundierte – Apologetik für den *Status Quo* reduzieren würde, greift meiner Meinung nach zu kurz und kann auch seine früheren Arbeiten, die ebenfalls in dieselbe Richtung argumentieren (ANGELI 1958; 1970), bestenfalls nur sehr bedingt erklären.

Vielmehr erscheint es mir eher begründet von einem konsequenten Versuch Wilhelm Angelis die Ur- und Frühgeschichtsforschung in Österreich auf eine solide, wissenschaftliche und damit auch explizit theoretisch formulierte Basis zu stellen auszugehen. Hinweise darauf finden sich auch relativ deutlich in seinen Arbeiten. So schreibt er zum Beispiel bereits 1958 zur wissenschaftlichen Positionierung, die er für die Urgeschichtsforschung sieht: „... und darunter das auf das Wesen des Menschen Bezügliche verstehen, soweit es auf dem Weg einer empirischen Wissenschaft erreichbar ist...“ (ANGELI 1958, 127-8), ein Gedanke, der sich in ähnlicher Form auch 2004 wieder finden lässt: „Die prähistorische Archäologie ist eine empirische Wissenschaft. Sie gewinnt ihre Erkenntnisse indirekt, also durch Schlüsse aus den erhaltenen materiellen Kulturrelikten ihres durch mündliche oder schriftliche Tradition nicht aufgehellten Zeiträumens.“ (ANGELI 2004, 425). Weitere Beispiele, in denen ähnliche Gedanken zum Ausdruck kommen, lassen sich auch in seinen anderen Arbeiten finden. Die Ablehnung „neuer“ theoretischer Ansätze, die in den letzten Jahrzehnten hauptsächlich im anglo-amerikanischen Raum entstanden sind und nun zunehmend auch auf den deutschen Sprachraum übergreifen, ist paradigmatischer Natur (KUHN 1973) und nimmt in den Arbeiten Wilhelm Angelis in dem Maß zu, in dem „neue“ Paradigmata verstärkt nach Österreich bzw. in den weiteren deutschen Sprachraum ein- und

ckern (obwohl natürlich auch ein Zusammenhang mit dem Übergang in den Ruhestand nicht völlig von der Hand zu weisen ist). Wohl am deutlichsten zeigt sich diese paradigmatische Ablehnung in den eigenen Worten Wilhelm Angelis: *„Es ist Mode geworden, sich in Fragen archäologischen Erkennens an anglo-amerikanischen Vorbildern zu orientieren ... Man unterscheidet sogar so etwas wie einander ablösende Denkschulen, die man mit präventösen Titeln wie »new archaeology«, »prozessual« und »postprozessual« ausgestattet hat. Bis jetzt ist allerdings nicht zu bemerken, daß diese den Saum vor »dem nach rückwärts verschleierten Gedächtnis« (Gottfried Benn) höher gelüftet hätten als andere.“* (ANGELI 2002b, 152). Bis zu einem gewissen Grad muss man hier auch, wie auch Ulrich Veit bemerkt (VEIT 2002, 415), durchaus zustimmen, dass Anspruch und Substanz dieser „neuen Archäologien“ sich nicht immer auch unbedingt in einem Gleichgewicht befinden. Dennoch sind auch durchaus bedeutende neue Einsichten aus diesen „neuen Archäologien“ erwachsen, und sei es nur einfach dadurch, dass durch die mit diesen „neuen Archäologien“ verbundenen Fragestellungen Aspekten der Vergangenheit verstärkte Aufmerksamkeit gewidmet wurde, die bisher weitgehend vernachlässigt wurden (als Beispiel seien hier die experimentelle Archäologie und die archäologische Geschlechterforschung genannt) – deren Fragestellungen und vor allem deren Ergebnisse aber eben auf Grund der paradigmatischen Ausrichtung Wilhelm Angelis für diesen nicht sonderlich bedeutend zu sein scheinen.

Wilhelm Angelis theoretisches Schriftgut ist also meiner Meinung nach als Versuch zu verstehen ein antiquarisches Paradigma in der österreichischen Archäologie zu verankern, das zwar an sich ohnehin schon in vorparadigmatischer Form generell die Forschung bestimmt, das aber allgemein nicht explizit formuliert wird und die Forschung daher zum Großteil in einem vorwissenschaftlichen Zustand verharrt. In diesem Sinn ist seine Arbeit als fundamental für die österreichische Ur- und Frühgeschichtswissenschaft zu anzusehen. Dass dies, und auch seine Versuche der Abwehr des „Eindringens“ anderer Paradigmata, nicht entsprechend honoriert wird, ja sogar zu „abwertenden“ Seitenhieben führt, wie dem, er würde „in den letzten Jahren ja überhaupt nichts mehr anderes als unnötige Theorie machen“ – ein Kommentar, den ich in dieser und sinnlichen, wengleich anders lautenden Formulierungen mehrfach während der Zusammenstellung der Daten für diese Arbeit in der Bibliothek am Institut für Ur- und Frühgeschichte vernommen habe – ist umso bezeichnender für das vorwissenschaftliche

Verständnis, das sonst die (ost-)österreichische Ur- und Frühgeschichtsforschung kennzeichnet. Dass nicht erkannt wird, dass, wenn Wilhelm Angeli zum Beispiel schreibt: *„Prähistorische Archäologie wird betrieben und gelehrt als Sachwissen von Sammlern, die das, was sie gesammelt haben, mit einer Deutung versehen...“* (ANGELI 2004, 431), er die wissenschaftliche Rechtfertigung für die gängige Praxis am Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien quasi „nachliefert“, ist erschreckend und höchstgradig bedenklich.

Das antiquarische Paradigma, das Wilhelm Angeli vertritt, ist meiner Ansicht nach allerdings trotz seiner Versuche es durch Ablehnung und systematische logische Dekonstruktion andersartiger Ansichten abzusichern im Endeffekt nicht haltbar, weil seine zwei zentralen Annahmen letztendlich grundsätzlich problematisch sind.

Die erste dieser Annahmen ist die, dass Erklärungen sicher und eindeutig sein müssen um als wissenschaftliche Erklärungen gelten zu können. Dem Faktor der „Gewissheit“ (ANGELI 1997, 30; 2002b, 151; 2004, 426), letztendlich der „Wahrheit“, wird großes Gewicht beigemessen, vielleicht am deutlichsten im abschließenden Absatz des Artikels aus dem Jahr 2003: *„Mit der Entdeckung einer paläolithischen Plastik oder einer griechischen Vase in einem Grabhügel nehmen wir etwas wahr, was wir bis dahin nicht kannten. Die Schlüsse daraus, etwa auf magische Praktiken dort oder auf diplomatischen Geschenkaustausch im anderen Fall, bleiben an Wahrheitsgehalt dahinter zurück. Es ist naheliegend dergleichen Möglichkeiten in Betracht zu ziehen aber unangemessen dergleichen Deutungsversuche als wissenschaftlich gesicherte Erkenntnisse auszugeben. Über wiederentdeckte Altsachen in verschollene Zeiträume vorzudringen ist die ureigene Aufgabe der prähistorischen Archäologie. Technik und Naturwissenschaft aller Sparten können helfen aus den Urzeitrelikten herauszuholen, was sachlich an diesen ist; enger Kontakt mit den Präparatoren ist vorzusetzen. Ansonsten gilt Wittgenstein, Tractatus 7.“* (ANGELI 2003, 55). Sicherlich ist nicht völlig von der Hand zu weisen zu bemerken: *„Wenn wir eine Auslegung mit unbestimmtem Wahrheitsgehalt unter eine Regel bringen, von der wir wissen, dass auch sie nicht allgemein und notwendigerweise zutrifft, kann nichts herauskommen. ... Ist eine Prämisse problematisch, ist es auch die Konklusion.“* (ANGELI 2004, 427). Doch umgekehrt ist es in der modernen Wissenschaft schon lange klar, dass Wahrheit unerreichbar ist und wir bestenfalls mit Annäherungen, bei denen Wahrheit als regulatives Prinzip funktioniert (POPPER 1996, 43), operieren können. Letztendlich ist das aber nichts anderes als eine durch falsifizierbar formulierte Theorien „kon-

trollierbare“ Wahrscheinlichkeitsaussage.

Solche Aussagen sind in den Fällen, in denen man in der Ur- und Frühgeschichte den Bereich der antiquarischen Fund- und Befundklassifizierung verlässt, zwar nur mit einiger Schwierigkeit zu erstellen, es ist aber durchaus möglich. So zum Beispiel kann ich eine Theorie über den Aufbau eisenzeitlicher Sozialsysteme in Mittel- und Westeuropa entwickeln, in der die Hypothese aufgestellt wird, dass unterschiedliche Formen der sozialen Abhängigkeit von unterschiedlichen sozialen Rängen angehöriger Menschen existieren, die sich in einem geregelten Grabbrauch als relativ kontinuierliche Statusentwicklung niederschlagen (KARL 2001, 164-173). Daraus lässt sich der allgemeine Verbotssatz ableiten: In eisenzeitlichen Gräberfeldern gibt es keine statistisch fassbare, eindeutige Gliederung in einige wenige, deutlich voneinander abgegrenzte Reichtumsklassen im Bestattungsbefund. Lässt sich eine solche Klassengliederung empirisch (mit statistischen Methoden) fassen, so steht dies im Widerspruch zum Verbot, das sich aus der Theorie ergibt, die Theorie ist also falsifizierbar. Es kann hier also nicht angehen darüber schweigen zu müssen, „wovon man nicht sprechen kann“ (WITTGENSTEIN 1963, 115), denn man kann sehr wohl rationale Aussagen treffen, die den Charakter einer wissenschaftlichen Theorie haben, auch wenn sie über die reine Datenbeobachtung hinausgehen. Und gerade Karl R. Popper fordert eben, dass der Gehalt einer Theorie groß sein muss, das Risiko, dass sie falsifizierbar ist, erheblich sein muss um auch schwierige Probleme lösen zu können (POPPER 1996, 40). Dies ist aber mit einer Reduktion auf solche reinen Beobachtungsaussagen, die sich auf das Gebiet „sicherer“ Aussagen zurückziehen, nicht zu erreichen, weil das den Rückzug auf triviale Problemlösungen bedeutet, über den schon weiter oben gesprochen wurde.

Es spricht aber auch, gerade in Beobachtungswissenschaften, als welche sich die Ur- und Frühgeschichte in Bezug auf ihren Umgang mit ihrer Quellenbasis durchaus verstehen kann, epistemologisch nichts dagegen sondern eher viel dafür das Kriterium der Übereinstimmung mit der Realität durch das Kriterium des „Funktionierens“ in der Realität, der Viabilität einer Theorie im Sinne Ernst von Glasersfelds (von GLASERSFELD 1981, 22 f.; 1992, 18), zu ersetzen. Thomas S. Kuhn (KUHN 1973) hat gezeigt, dass Wissenschaft sich ohnehin nur sehr bedingt durch Falsifikation von Theorien weiterentwickelt, es erscheint also nicht gerade besonders sinnvoll auf dem scheinbaren „Wahrheitsgehalt“ einer Theorie, der in der Praxis oftmals mehr paradigmatisch als faktisch bestimmt

zu werden scheint, und der daraus abgeleiteten Falsifizierbarkeit als entscheidendes Kriterium zu beharren. An sich ist ja gegen eine Pluralität der Erklärungen, wie sie sich aus dem Kriterium des „Funktionierens“ ergibt oder zumindestens ergeben kann, nichts einzuwenden, sobald man den für die deutschsprachige Archäologie weitgehend als typisch zu betrachtenden historischen Anspruch aufgibt, gegen den sich ja auch Wilhelm Angeli immer wieder in seinen theoretischen Schriften wendet (so z.B. ANGELI 1970, 127; 1997, 31). Wenn ich also eine Theorie der Altersgliederung der eisenzeitlichen Gesellschaften Mittel- und Westeuropas aufstelle (LÖCKER & KARL i.V.), in der Kindern bis zu einem gewissen Alter eine liminale Stellung eingeräumt wird, die zu einem Sonderbestattungsritus für Kinder im Bereich der Siedlung statt im normalen Gräberfeld führt, funktioniert diese Theorie immer dann ausreichend erfolgreich, wenn wir zusammengehörige Siedlungen mit Säuglingsskelettfunden und Gräberfelder ohne solche haben, während sie bei Vorliegen von Gräberfeldern mit vielen Säuglingsbestattungen nicht funktioniert. Auf diese Weise ist es problemlos möglich begründete und auf ihr Für und Wider abwägbare Hypothesen aufzustellen, wahrscheinlichere von unwahrscheinlicheren Theorien scheiden zu können und so zur möglichen Erklärung der Vergangenheit nützlichen Fortschritt zu erzielen.

Was vielleicht für Wilhelm Angelis Paradigma noch problematischer ist, ist, dass die „Gewissheit“ bzw. „Sicherheit“ als Kriterium für wissenschaftliche Erklärungen selbst in den Naturwissenschaften keineswegs mehr unumstritten ist, so ist zum Beispiel gerade in der Physik, wohl der „härtesten“ uns zur Verfügung stehenden Experimentalwissenschaft, der Übergang von der sicheren Gesetzeserklärung zur Wahrscheinlichkeitsgesetzerklärung in vielen Bereichen bereits als vollzogen zu betrachten, besonders dort, wo es um die Beschreibung historisch gerichteter, nicht-reversibler Entwicklungen geht, also um letztendlich historisch partikulär zufällige, aber statistisch deterministische Prozesse (RUELLE 1992; PRIGOGINE 1997). Will man nun nicht – letztendlich grundlos – davon ausgehen, dass die kulturelle Entwicklung des Menschen diesen naturgesetzlichen Eigenschaften historischer Entwicklungen nicht unterliegt, liegt es nahe, dass es auch kulturhistorische Wahrscheinlichkeitsgesetze geben sollte, die man mit den Methoden der prähistorischen Archäologie – und seien es neue, noch zu entwickelnde Methoden – ebenfalls erforschen kann. Dadurch werden natürlich keine historischen Einzelaussagen möglich, man kann also nicht im Sinne Leopold von Ranke (von RANKE

1824) sagen, „wie es wirklich gewesen ist“, aber es lassen sich Wahrscheinlichkeitsaussagen über Kulturentwicklungsprozesse treffen, mit denen wir weiter greifende Theorien argumentativ untermauern können und die es für uns möglich machen weiter gehende Erkenntnisse über vergangene Gesellschaften zu erhalten.

Wilhelm Angelis Suche nach „Gewissheit“ ist hingegen letztendlich dem wissenschaftlichen Fortschritt hinderlich und damit kontraproduktiv. Wenn wir nicht wagen auch unsichere Erklärungen zu unternehmen – ohne natürlich deshalb gleich zu behaupten, dass diese jetzt völlig sicher und gewiss sind – wenn wir nicht versuchen Fragen zu stellen, bei denen wir nicht wissen können, ob wir sie jemals erfolgreich beantworten können, sondern uns auf solche Fragen beschränken, bei denen wir nichts falsch machen können, werden wir nicht weiterkommen sondern stets auf der Ebene der Beschreibung der wahrgenommenen Wirklichkeit verharren. Das bedeutet aber letztendlich, dass wir nie mehr als triviale Probleme lösen werden, während wir die schwierigen Probleme entweder „*ad hoc erklären oder als unerledigte Probleme weiterer Forschung zur Lösung überlassen*“ (KUHN 1976, 28), sozusagen auf dem Weg zur „normalen Wissenschaft“ nach Thomas S. Kuhn (KUHN 1976, 25-36) hängen bleiben.

Die zweite zentrale Annahme in Wilhelm Angelis Paradigma ist die, dass die prähistorische Wissenschaft letztendlich eine additive Wissenschaft ist, bei der Erkenntnisgewinn hauptsächlich, wenn nicht sogar exklusiv, durch Hinzufügung neuer empirischer Beobachtungen zu erzielen ist. Wenn er schreibt: „Für uns gilt (in einem schlichteren, handgreiflicheren Sinn, als ursprünglich gemeint): »Zu den Sachen selbst«“ (ANGELI 2003, 54), oder: „Urgeschichte ist vor allem Spurensicherung. Sie hat ihre Fortschritte abseits von Ereignisgeschichte und Gesellschaftslehre gemacht. Sie kann für sich und für die Folge keine nachweislichen Zusammenhänge ermitteln. Doch der Boden gibt immer Neues, nicht Vorauszunehmendes frei. Auch unerklärliche Entdeckungen bereichern als »Rätsel der Vorzeit« die Kulturgeschichte“ (ANGELI 2002a, 172), so zeigt dies, dass es Wilhelm Angeli in erster Linie um die Anhäufung neuer Daten geht, deren Interpretation sekundär ist. Der „bunte Warenhauskatalog“ (SOMMER 2002, 189), der auch einfach für sich stehen und wirken gelassen werden kann, ist vor die um Klärung bemühte Fragestellung, vor die Problem- oder Rätsellösung zu stellen. Letztendlich steckt dahinter die Idee, durch Anhäufung von Daten und dem Aufbau auf bereits vorhandenen Strukturen zu einem Abschluss des Erkenntnisprozesses zu kommen. Wenn also Wilhelm Angeli schreibt: „Weniger Sinn ist darin zu finden, archäologische Gruppen immer

wieder umzugestalten oder mit anderem Inhalt neu abzugrenzen. Dieser Prozess kann nie zu einem Ende führen.“ (ANGELI 2004, 432), so drückt er genau das aus, was Ulrike Sommer für die deutsche Urgeschichte in der folgenden Weise zusammenfasst: „... der Glaube, bei der Vorgeschichte ... handle es sich um eine additive Wissenschaft, bei der jeder Forscher auf den Schultern seiner Vorgänger stand (ob es nun Zwerge auf den Schultern von Riesen waren oder umgekehrt) und so nach und nach einen Schatz des Wissens anhäufte, der allmählich – wegen der schlechten Quellenlage natürlich nur sehr allmählich – zu einer gesicherten Deutung führen werde.“ (SOMMER 2002, 192). Dies ist natürlich in letzter Konsequenz eine strukturkonservative Ansicht, die kritischen Diskurs über unterschiedliche Ansichten unterbindet oder zumindest soweit erschwert, dass Fortschritt sich eigentlich nur in Fundzuwachs beschreiben lässt, dem dann mehr oder minder *ad hoc* Deutungen aufgesetzt werden, die unbegründet bleiben.

Insgesamt entspricht dieses Paradigma damit genau dem, was Sir John Eccles beschreibt, wenn er über die „traditionellen“ wissenschaftlichen Erwartungen im alten, positivistischen Paradigma spricht, zitiert bei Karl R. Popper: „Bis 1945 hatte ich folgende konventionelle Ideen über wissenschaftliche Forschung: Erstens, daß Hypothesen aus dem sorgfältigen und methodischen Sammeln von experimentellen Daten erwachsen. Das ist die induktive Idee über Wissenschaft, die auf Bacon und Mill zurückgeht. Die meisten Wissenschaftler und Philosophen glauben immer noch, daß dies die wissenschaftliche Methode sei. Zweitens, daß die Güte eines Wissenschaftlers nach der Zuverlässigkeit der von ihm entwickelten Hypothesen beurteilt wird, die zweifelsohne mit der Anhäufung neuer Daten erweitert werden müßten, die aber – so hoffte man – als feste und sichere Fundamente weiterer theoretischer Entwicklungen dienen würden. Ein Wissenschaftler zieht es vor, über seine experimentellen Daten zu sprechen und Hypothesen nur als Arbeitsgerüst zu betrachten. Schließlich – und das ist der wichtigste Punkt – ist es im höchsten Maße bedauerlich und ein Zeichen von Versagen, wenn ein Wissenschaftler für eine Hypothese eintritt, die durch neue Daten widerlegt wird, so daß sie schließlich ganz aufgegeben werden muß.“ (POPPER 1996, 29). Und genau hier liegt nicht nur die Argumentation Wilhelm Angelis sondern auch die allgemeine Praxis der österreichischen Ur- und Frühgeschichtsforschung.

Diese Analyse zwingt mich nun aber meine weiter oben geäußerte Ansicht – oder Theorie, wenn Sie so wollen – die österreichische Ur- und Frühgeschichtsforschung würde noch in einem vorparadigmatischen, ja sogar vorwissenschaftlichen Zustand, verharren aufzugeben, denn sie hat sich mit

diesem Ergebnis als falsch erwiesen (so gesehen ist auch der diesbezüglichen Ansicht Ulrike Sommers für die deutsche Wissenschaft zu widersprechen; SOMMER 2002, 186). Vielmehr befindet sich die österreichische Ur- und Frühgeschichtsforschung, ebenso wie die benachbarte deutsche Forschung in dem Zustand, den Thomas S. Kuhn als „Wesen der normalen Wissenschaft“ (KUHN 1976, 37-56) beschrieben hat: „Bei [der] normalen Anwendung fungiert das Paradigma, indem es die Wiederholung von Beispielen gestattet, von denen jedes einzelne es grundsätzlich ersetzen könnte. In einer Wissenschaft hingegen ist ein Paradigma selten ein Objekt der Wiederholung. Es ist vielmehr, der Entscheidung eines Präzedenzfalles im Rechtswesen ähnlich, ein Objekt für weitere Artikulierung und Spezifizierung unter neuen oder strengeren Voraussetzungen.“ (KUHN 1976, 37). Er schreibt weiter: „Paradigmata erlangen ihren Status, weil sie bei der Lösung einiger Probleme, welche ein Kreis von Fachleuten als brennend erkannt hat, erfolgreicher sind als die mit ihnen konkurrierenden. Erfolgreicher sein heißt jedoch nicht, bei einem einzelnen Problem völlig erfolgreich oder bei einer größeren Anzahl bemerkenswert erfolgreich sein. Der Erfolg eines Paradigmas ... ist am Anfang weitgehend eine Verheißung von Erfolg, die in ausgesuchten und noch unvollständigen Beispielen liegt. Die normale Wissenschaft besteht in der Verwirklichung jener Verheißung, die durch Erweiterung der Kenntnis der vom Paradigma als besonders aufschlußreich dargestellten Fakten, durch Verbesserung des Zusammenspiels dieser Fakten mit den Voraussagen des Paradigmas sowie durch weitere Artikulierung des Paradigmas selbst herbeigeführt wird.“ (KUHN 1976, 37-8). Die österreichische und auch die deutsche Ur- und Frühgeschichtsforschung lösen immer noch die Rätsel (KUHN 1976, 49-57) des Was, des Wann und des Wo, die aus dem positivistischen antiquarischen Paradigma des 19. Jahrhunderts (dem auch das „wie es wirklich gewesen ist“ eines Leopold von Ranke angehört) entstammen und durch die typologische Methode von Oscar Montelius (MONTELIUS 1903) ihren „Präzedenzfall“, ihre „Verheißung von Erfolg“ im Sinne von Thomas S. Kuhn (KUHN 1976, 37-8) erhalten haben, der dieses Paradigma bis heute bestimmt, wie ja auch zuletzt Ulrich Veit angedeutet hat (VEIT 2002, 413). Dass dies nicht mehr in Form theoretisch expliziter Theorien geschieht und die ursprünglichen expliziten Ausformulierungen dieser Theorien nicht mehr zitiert werden, liegt nicht daran, dass hier noch ein vorparadigmatischer Zustand herrscht sondern einfach das Paradigma derart umfassend geworden und so lange konkurrenzlos gewesen ist, dass ein expliziter Bezug darauf nicht mehr nötig erscheint. Dass man damit allerdings hinter ein modernes Wissenschaftsver-

ständnis, wie es zum Beispiel Karl R. Popper und verschiedene andere Wissenschaftstheoretiker des letzten Jahrhunderts geprägt haben, zurückgefallen ist, ist ja innerhalb des Paradigmas, das ja nach außen hin weitgehend abgeschlossen ist (KUHN 1976), weitgehend irrelevant. Wo eine Krise überhaupt wahrgenommen wird, wird versucht diese mit dem „Zukauf“ von Erkenntnissen, zum Beispiel aus den Naturwissenschaften, die natürlich schon längst unter einem ganz anderen erkenntnistheoretischen Paradigma arbeiten – daher auch der „Ausreißer“ in der Theoreverteilung, den die Arbeiten Wolfgang Neubauers (Abb. 7) darstellen, diese Verteilung entspricht ungefähr der, die man in einem modernen, naturwissenschaftlichen Paradigma erwarten würde – zu überwinden. Ob das funktionieren kann, muss als fraglich betrachtet werden, es hilft aber im Moment noch in jedem Fall eine allfällige Krise des antiquarischen Paradigmas in der deutschsprachigen Ur- und Frühgeschichtsforschung zu verschleiern. Dass das Paradigma weitestgehend zur Praxis im Sinne Pierre Bourdieus (BOURDIEU 1977) verkommen ist und die Annahmen des Paradigmas soweit in die Orthodoxie eingegangen sind, dass sie beinahe schon dem Bereich der Doxa zuzuordnen sind, hilft dabei natürlich. Das ändert natürlich nichts an der bereits weiter oben geäußerten Problematik der diesem Paradigma besonders inhärenten Dogmatik und der daraus resultierenden autokratischen Strukturen, die ja auch Ulrike Sommer bereits recht deutlich herausgestellt hat (SOMMER 2000; 2002), sie erscheinen jedoch ebenfalls als die weitgehend „natürliche“ Ordnung der Dinge, die viel zu wenig hinterfragt wird.

7. Schlussfolgerungen

Als ich an diese Arbeit heranging, hatte ich eine Reihe von Vorurteilen, was die Durchsetzung mit und Rezeption von theoretischen Denkströmungen und die Ursachen für den momentanen *Status Quo* in der (ost)österreichischen Archäologie betraf. In einigen Punkten hat die vorliegende Untersuchung diese bestätigt (und damit in vernünftige Urteile umgewandelt), in einigen anderen jedoch nicht.

Dass die österreichische Urgeschichtsforschung, wie die benachbarte deutsche Urgeschichtsforschung auch, die „theoretische Wende“ der angloamerikanischen Archäologie nicht mitvollzogen hat oder zumindest dieser weit nachhinkt, hat sich als weitgehend korrekt erwiesen. Theoretisch fundierte Arbeiten treten in stärkerem Ausmaß in der österreichischen Prähistorie erst seit Mitte der 1970er Jahre auf und nehmen seitdem relativ ste-

tig, wenn auch nicht unbedingt so deutlich, wie ich das erwartet hatte, zu. Als falsch hingegen hat sich die Annahme erwiesen, dass dieses langsame Einsickern von Theorie erst seit einigen wenigen Jahren zu beobachten ist, sich erst als Folge der entsprechenden deutschen Entwicklungen einzustellen begonnen hat, vielmehr ist hier scheinbar wohl eher eine gewisse Parallelität der Entwicklungen anzunehmen, die nur im österreichischen Raum – wohl auch auf Grund der wesentlich kleineren Forschungsgemeinschaft – keinen Niederschlag in der Etablierung von wie auch immer gearteten Strukturen (wie z.B. der deutschen T-AG) (den österreichischen AKT haben ja erst einige junge Kollegen und ich im Jahr 2001 gegründet und er ist nicht institutionell verankert; siehe auch KARL 2004a) und vor allem auch in der institutionalisierten Lehre – wohl durch die geringe Auswahl an alternativen Studienorten und das momentane Lehrpersonal bedingt – gefunden hat.

Ebenfalls nur sehr bedingt hat sich die Annahme – sogar stärker als ich teilweise erwartet hatte – bestätigt, dass diese sogenannte „Theorieabstinenz“ der österreichischen Forschung sich auf das sogenannte *Kossinna-Syndrom* (SMOLLA 1980) oder den Missbrauch der Archäologie durch die Propagandamaschinerie des 3. Reichs zurückführen lässt (BERNBECK 1997, 30-1; WOLFRAM 2000). Viel bedeutender ist meiner Ansicht nach, dass es sich bei der sogenannten „traditionellen Archäologie“ im österreichischen (und wohl auch im deutschen) Raum tatsächlich nicht, wie Ulrike Sommer für den deutschen Raum postuliert hat, um eine Wissenschaft in einem vorparadigmatischen Zustand handelt (SOMMER 2002, 186) sondern dass die österreichische Archäologie viel mehr einer „normalen Wissenschaft“ innerhalb eines etablierten Paradigmas im Sinne Thomas S. Kuhns (KUHN 1976) entspricht. Dieses, aus der positivistischen Erkenntnistheorie des 19. und frühen 20. Jahrhunderts abgeleitete, antiquarische Paradigma geht natürlich in seinen Ursprüngen weit über den von mir gewählten Untersuchungszeitraum, der Zeit ab dem zweiten Weltkrieg, hinaus (in diesem Sinne auch schon VEIT 2002, 413) und ist wohl strukturell bereits von Moritz Hoernes (1852-1917, ab 1892 Professor für prähistorische Archäologie in Wien) angelegt worden, obwohl dies natürlich noch durch eine gesonderte Untersuchung bestätigt werden müsste. Vermutlich von da an ist dieses Paradigma ungebrochen durch Oswald Menghin und Richard Pittioni zu Herwig Friesinger übertragen worden und nur im Laufe der Zeit – hier dürfte nun das *Kossinna-Syndrom* eine bedeutende Rolle spielen – von seinem theoretischen Überbau, nicht aber

seinen eigentlichen ideologischen Implikationen, weitgehend befreit und in eine Praxis im Sinne Pierre Bourdieus (BOURDIEU 1977) umgewandelt worden. Die nahezu vollständige Abschottung der (ost)österreichischen Archäologie gegen Einflüsse von außen in der Lehre und Forschung hat sicherlich dazu ihren nicht unerheblichen Teil beigetragen. Zwar wurden durch das Nazi-Regime „befleckte“ Begrifflichkeiten und Inhalte – zumindest in ihrer expliziten Formulierung – und politische Implikationen nach dem zweiten Weltkrieg aus dem Kanon des Zulässigen entfernt, die weitaus bedeutenderen Implikationen jedoch, wie die dem epistemologischen Positivismus eigene Dogmatik und die daraus eigengesetzlich im Sinne Norbert Elias' (ELIAS 1939) folgende Hierarchiebildung, Kritikunfähigkeit und nicht zuletzt auch Hypothesen- und Theoriefeindlichkeit bleiben weitgehend unangetastet. Gegen die Unfähigkeit zum kritischen Diskurs, die diesem Paradigma inhärent innewohnt, wandte sich ja Karl R. Popper bereits 1934 im vielleicht zentralsten seiner Werke, *Die Logik der Forschung* (POPPER 1982). In diesem Sinn ist zwar die österreichische Prähistorie eine „normale Wissenschaft“ im Sinne Thomas S. Kuhns (KUHN 1976) aber keine moderne Wissenschaft, ja im Sinne Karl R. Poppers sogar *gar keine Wissenschaft* (POPPER 1996). Auch wenn die Abwendung von den politischen Implikationen des positivistisch-antiquarischen Paradigmas, wie sie sich im Werk Kossinnas niederschlugen, erfolgt ist, so ist doch keineswegs eine Abwendung vom Paradigma selbst festzustellen, trotz der Behauptung Otto H. Urbans (URBAN 1996, 11), bei der heutigen Generation an Forschern wäre die Nähe zu den Ideen Gustaf Kossinnas nicht mehr zu spüren. Die fehlende Erkenntnis, dass man zwar die Fassade Kossinnas neu lackiert hat, das alte, morsche Haus aber hat stehen lassen, ist bedingt durch mangelnde Selbstkritik und fehlende Reflexion theoretischer Argumente, die im Ausland schon seit langem geführt und zuletzt wieder von John R. Collis (COLLIS 2003) in Bezug auf „die Kelten“ (in einem herkömmlichen Verhältnis) zusammengefasst wurden. Konsequenz, sowohl des Paradigmas selbst als auch der mangelnden theoretischen Reflexion, die aus einer wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Materie eine „handwerkliche“ Praxis gemacht hat, ist, dass die „traditionelle Archäologie“ tatsächlich „traditionell“ im Sinne von Brauchtum, nicht Wissenschaft, ist.

Aus der breiten Masse dieser theoretisch weitgehend unfundierten, „praktischen“ österreichischen prähistorischen Forschung sticht einzig Wilhelm Angeli heraus, der sich seit langer Zeit mehr oder

minder intensiv mit archäologischer Theorie auseinander setzt. Dies war ein zu erwartendes Ergebnis dieser Arbeit und findet durch die hier angestellte empirische Untersuchung eine klare Bestätigung. Sein Versuch die österreichische prähistorische Forschung mit einem soliden Fundament zu versehen zeigt sich in einer Vielzahl der Arbeiten, die hauptsächlich „moderne“ (und „postmoderne“) Alternativen zum deutschsprachigen kulturhistorischen Paradigma kritisieren und gleichzeitig das positivistisch-antiquarische Paradigma bis zu einem gewissen Grad zu stützen versuchen. Wenn er schreibt, wir müssten, als PrähistorikerInnen, zurück „zu den Sachen selbst“ (ANGELI 2003, 54), so ist dies letztendlich eine Aufforderung strukturkonservative Forschung zu betreiben und besser nichts zu wagen, wo man einen Fehltritt machen könnte. Auch wenn ich in diesen Punkten keineswegs mit seinen Ansichten übereinstimme, so muss man doch honorieren, dass er damit bis zu einem gewissen Grad der Existenz der österreichischen Prähistorie als eine Wissenschaft ein bestimmtes Maß an Rechtfertigung verleiht und dass er sich der Diskussion um die wirklich zentralen Fragen unseres Faches, nämlich wie und warum können wir in der Archäologie neue Erkenntnis gewinnen, auch in wissenschaftlich-argumentativer Weise stellt. Leider ist er aber damit, was Theorierezeption und Theoriereflexion betrifft, so ziemlich der einzige österreichische *prähistorische Wissenschaftler* seit dem zweiten Weltkrieg.

Abschließend ist daher festzuhalten, dass, wenn Wilhelm Angeli schreibt: „*Es ist Mode geworden, sich in Fragen archäologischen Erkennens an anglo-amerikanischen Vorbildern zu orientieren, als ob die Köpfe der dortigen Prähistoriker aus einem anderen Holz geschnitzt wären als die hiesigen.*“ (ANGELI 2002b, 152), er einen sehr wichtigen Punkt trifft: Die Köpfe der anglo-amerikanischen PrähistorikerInnen sind aus keinem anderen Holz geschnitzt als die ihrer österreichischen KollegInnen. Es gibt allerdings PrähistorikerInnen, im englisch- wie im deutschsprachigen Raum, die gar keine Holzköpfe haben. Und so sehr ich auch in vielen Belangen anderer Ansicht als Wilhelm Angeli bin, er ist mit Sicherheit keiner der Holzköpfe.

Anmerkungen

1 Wobei nur Artikel mit eindeutig „archäologischem“ Inhalt berücksichtigt wurden, andere Artikel hingegen nur dann, wenn ein klarer Bezug zur Archäologie gegeben war (so z.B. anthropologische Untersuchungen prähistorischer Skelette).

2 Das bedeutet alle physisch präsenten oder als entlehnt nachvollzieh- und auffindbaren Arbeiten. Dass dies keine vollständige Aufnahme aller solcher Arbeiten ist, ist mir schon alleine dadurch ganz akut bewusst, dass z.B. die Dissertation meiner Lebensgefährtin, die wie ich am genannten Institut promoviert hat, noch dazu über ein Material, das ich selbst ausgegraben hatte, in der Bibliothek während meiner Aufnahme spurlos verschwunden war. Trotzdem diese Arbeit mir selbstverständlich privat zur Verfügung steht, habe ich sie nicht in die statistische Aufnahme einbezogen, weil ich bewusst nur jene Arbeiten mit aufnehmen wollte, die einem „zufälligen“ Besucher an der Bibliothek in die Hände fallen könnten, der ohne solche „fehlenden“ Arbeiten auskommen muss.

3 Nachdem keiner der seit dem 2. Weltkrieg am Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien Lehrenden mit *venia docendi* von „außerhalb“ dieses Instituts stammte und stammt (URBAN 1996, 10 f. – siehe besonders das Diagramm auf S. 10), sind sowohl die von diesen Personen betreuten Arbeiten als auch ihre eigenen Habilitationen als durchaus charakteristisch für den „Geist“, der an der Ur- und Frühgeschichte in Wien vorherrscht, zu betrachten. Gleichzeitig zeigt dies natürlich auch eine gewisse, nach außen hin abgeschlossene wenn nicht sogar abgeschottete „Inselmentalität“, die einen ganz deutlichen Niederschlag in den Arbeiten findet.

4 Beide Arbeiten wurden übrigens in meiner Kategorisierung der theoretischen Fundamentierung von Arbeiten als Typ G (siehe Tab. 1) entsprechend eingeordnet. Überhaupt ist allgemein anzumerken, dass die 5 in meinem Sample vorkommenden Arbeiten Otto Urbans mehrheitlich als „ansatzweise theoretisch fundiert“ zu betrachten sind (siehe Abb. 8) und die beiden Arbeiten zur Institutsgeschichte knapp an der Grenze zu den „theoretisch fundierten“ Arbeiten liegen, Urban also allgemein als einer jener österreichischen Prähistoriker zu betrachten ist, die in Bezug auf die theoretische Fundamentierung ihrer Arbeiten eigentlich recht „gut“ abschneiden.

5 Diskurs ist hier nicht im Sinne von Jürgen Habermas (HABERMAS 1981) oder, vielleicht zur Zeit am gebräuchlichsten, im Sinne von Michel Foucault (FOUCAULT 1991) zu verstehen sondern im allgemeineren Sinne des „Zwiegesprächs“, des aufeinander Bezug nehmenden, hin und her gehenden Gesprächs oder Vortrags.

6 Vergleiche dazu auch die bereits weiter oben ausführlicher diskutierte Definition der Anforderungen, die an Dissertationen gestellt werden, nämlich der Nachweis der „Befähigung zur selbständigen Bewältigung wissenschaftlicher Probleme“.

Literatur

ANGELI, W. (1958) Typologie und typologische Methode. *Archaeologica Austriaca* 23, 1958, 104-108.

- (1970) Urzeit und Geschichte. *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien* 100, 1970, 116-128.
- (1976) Zum Kulturbegriff in der Urgeschichtswissenschaft. *Archaeologica Austriaca. Beiheft* 13, 1976, 3-6.
- (1981) Zur Logik von ethnologischer Kulturhistorie und Urgeschichte. *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien* 111, 1981, 1-5.
- (1991) Der ethnologische Ethnosbegriff und seine Anwendung in der Prähistorie. *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien* 121, 1991, 189-202.
- 1997) Archäologisches Erkennen. *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien* 127, 1997, 21-31.
- (1999) Erklären und Verstehen – die Frage einer archäologischen Hermeneutik. *Annalen des Naturhistorischen Museums Wien* 101 A, 1999, 1-22.
- (2002a) Die archäologische Kultur. *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien* 132, 2002, 153-174.
- (2002b) Hypothese und Theorie in der Prähistorik. *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien* 132, 149-52.
- (2003) Urgeschichte als Geisteswissenschaft. *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien* 133, 2002, 47-55.
- (2004) Zur Methodik in der prähistorischen Archäologie. *Annalen des Naturhistorischen Museums Wien* 106 A, 2004, 425-432.
- BEHRENS, H. (1976) Die Lokalgruppe - die sozialökonomische Grundeinheit in der Steinzeit. *Archaeologica Austriaca. Beiheft* 13, 1976, 47-55.
- (1981) Stellungnahme zu Bemerkungen über die Lokalgruppe als sozialökonomische Grundeinheit in der Steinzeit. *Archaeologica Austriaca* 65, 1981, 313-314.
- (1999) Grundfragen der Urgeschichtswissenschaft. Wo stehen die Archäologen am Ende des 20. Jahrhunderts? *Alteuropäische Forschungen* 3. Langenweißbach 1999.
- BERNBECK, R. (1997) Theorien in der Archäologie. Tübingen/Basel 1997.
- BOURDIEU, P. (1977) Outline of a Theory of Practice. *Cambridge Studies in Social Anthropology* 16. Cambridge 1977.
- BOURDIEU, P. & L. WACQUANT (1996) Reflexive Anthropologie. Frankfurt am Main 1996.
- COLLIS, J.R. (2003) The Celts. Origins, Myths & Inventions. Stroud 2003.
- DAIM, F. (1982) Gedanken zum Ethnosbegriff. *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien* 112, 1982, 58-71.
- EGGERT, M.K.H. (1994) Archäologie heute: Reflexionen 1993. Festvortrag zum 85. Geburtstag von Rafael von Uslar am 15. November 1993. *Jahrbuch RGZM*, 1994, 3-18.
- EGGERT, M.K.H. & U. VEIT (Hrsg.) (1998) Theorie in der Archäologie: Zur englischsprachigen Diskussion. *Tübinger Archäologische Taschenbücher* 1. Münster/New York 1998.
- ELIAS, N. (1939) Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Bd. II Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation. Basel 1939 [Neuaufgabe, Frankfurt am Main 1990].
- FELGENHAUER, F. (1957) Willendorf in der Wachau. Monographie der Fundstellen I-VII. *Habilitationsschrift, Wien* 1957.
- FEYERABEND, P. (1986) Wider den Methodenzwang. Frankfurt am Main 1986.
- von FOERSTER, H. (1993) Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke. Frankfurt am Main 1993 [herausgegeben von Siegfried J. Schmidt].
- FOUCAULT, M. (1991) Die Ordnung des Diskurses. Mit einem Essay von Ralf Konersmann. Frankfurt am Main 1991.
- von GLASERSFELD, E. (1981) Einführung in den radikalen Konstruktivismus. In: WATZLAWICK, P. (Hrsg.) *Die erfundene Wirklichkeit. Wie wissen wir, was wir zu wissen glauben? Beiträge zum Konstruktivismus*. München 1981, 16-38.
- (1992) Konstruktivität der Wirklichkeit und des Begriffs der Objektivität. In: GUMIN, H. & H. MEIER (Hrsg.) *Einführung in den Konstruktivismus. Veröffentlichungen der Carl Friedrich von Siemens Stiftung* 5. München 1992, 9-40.
- HABERMAS, J. (1981) Theorie des kommunikativen Handelns [2 Bände]. Frankfurt am Main 1981.
- HAHNEL, B. (1986) Die Bronzen und Gußformen von Waidendorf-Buhuberg, Niederösterreich. *Diplomarbeit Wien* 1986.
- HÄRKE, H. (1991) All quiet on the Western Front? Paradigms, methods and approaches in West German archaeology. In: HODDER, I. (Hrsg.) *Archaeological theory in Europe, the last three decades*. London 1991, 187-222.
- HICKE, W. (1986) Hügel- und Flachgräber der Frühbronzezeit aus Jois und Oggau (Burgenland). Frühbronzezeitliche Bevölkerungsgruppen im archäologischen Wandel. *Diplomarbeit Wien* 1986.
- HILAVAC, D. (1996) Astragali im Ostalpenbereich. *Proseminararbeit, Wien* 1996.
- JABLONKA, P. (1986) Die Siedlung auf der Dert bei Dreulach (Kärnten). *Diplomarbeit Wien* 1986.

- JANTSCH, E. (1979) Die Selbstorganisation des Universums. Vom Urknall zum menschlichen Geist. München 1979.
- (1987) Erkenntnistheoretische Aspekte der Selbstorganisation natürlicher Systeme. In: SCHMIDT, S.J. (Hrsg.) *Der Diskurs des Radikalen Konstruktivismus*. Frankfurt am Main 1987, 159-192.
- KARL, R. (2001) Latènezeitliche Gräber aus Frauenstein/Inn, Oberösterreich. Überlegungen zur europäischen Kulturentwicklung. *Jahrbuch des Oberösterreichischen Museal-Verein* 146, 2001, 129-178.
- (Hrsg.) (2004a) Archäologische Theorie in Österreich – eine Standortbestimmung. 1. Akt. Wien 2004.
- (2004b) Die Kelten gab es nie! Sinn und Unsinn des Kulturbegriffs in Archäologie und Keltologie. In: KARL 2004a, 7-35.
- KOSSINNA, G. (1911) Die Herkunft der Germanen. Zur Methode der Siedlungsarchäologie. *Mannus-Bibliothek* 6. Leipzig 1911.
- KROMER, K. (1947) Brezje. Eine hallstättische Hügelnekropole in Krain. *Dissertation Wien* 1947.
- KUHN, Th.S. (1973) Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt am Main 1973. [Zweite revidierte und um das Postskriptum von 1969 ergänzte Auflage].
- KURTH, G. & O. RÖHRER-ERTL (1977) Bemerkungen zu: „Die Lokalgruppe - die sozialökonomische Grundeinheit in der Steinzeit“ von Herrmann Behrens. *Archaeologica Austriaca* 61/62, 1977, 9-30.
- LÖCKER, K. & R. KARL (in Vorb.) Aus dem Fenster geworfen oder doch bestattet? Überlegungen zu Kinderskelettfunden in der Gewerbesiedlung im Ramsautal am Dürrnberg bei Hallein. In: KRENN-LEEB, A. et al. (Hrsg.) *Internationales ÖGUF-Symposium „Prähistorische Siedlungs-, Grab- und Kultstätten im Umfeld der alpinen Welt“*, 24th-27th Oktober 2001, Wattens. Wien.
- MATURANA, H.R. & F.J. VARELA (1979) Autopoiesis and Cognition. *Boston studies in the philosophy of science*. Boston 1979.
- MARION, R. (1999) The Edge of Organization. Chaos and Complexity Theories of Formal Social Systems. Thousand Oaks 1999.
- MONTELIUS, O. (1903) Die typologische Methode. Stockholm 1903.
- NEUBAUER, W. (1999) Magnetische Prospektion in der Archäologie. *Dissertation, Wien* 1999.
- PESCHEK, Ch. (1942) Die junghallstättische Kultur im Reichsgau Niederdonau. *Habilitationsschrift, Wien* 1942.
- POPPER, K.R. (1972) Truth, rationality, and the growth of scientific knowledge. In: POPPER, K.R., *Conjectures and refutations: the growth of scientific knowledge*. London 1972.
- (1982) Die Logik der Forschung. Bonn 1982 [9. verbesserte und erweiterte Ausgabe].
- (1996) Wissenschaftslehre in entwicklungstheoretischer und in logischer Sicht. In: POPPER, K.R. (Hrsg.) *Alles Leben ist Problemlösen. Über Erkenntnis, Geschichte und Politik*. München 1996, 15-45.
- PRIGOGINE, I. (1997) The End of Certainty. Time, Chaos and the New Laws of Nature. New York 1997.
- von RANKE, L. (1824) Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber. Frankfurt 1824.
- RIEDL, R. (1982) Evolution und Erkenntnis. Antworten auf Fragen unserer Zeit. München 1982.
- RUELLE, D. (1992) Zufall und Chaos. Berlin/Heidelberg/New York 1992 [2. Auflage 1994].
- SMOLLA, G. (1980) Das Kossinna-Syndrom. *Fundberichte aus Hessen* 19/20, 1980, 1-9.
- SOMMER, U. (2000) The teaching of archaeology in West Germany. In: HÄRKE, H. (Hrsg.) *Archaeology, Ideology and Society. The German Experience. Gesellschaften und Staaten im Epochenwandel* 7. Frankfurt am Main 2000, 202-239.
- (2002) Deutscher Sonderweg oder gehemmte Entwicklung? Einige Bemerkungen zu momentanen Entwicklungen der deutschen Archäologie. In: BIEHL, P.F., A. GRAMSCH & A. MARCINIAK (Hrsg.) *Archäologien Europas/Archaeologies of Europe. Tübinger Archäologische Taschenbücher* 3. Münster 2002, 185-196.
- STADLER, P. (1985) Die Seriation awarischer Gürtelgarnituren. *Dissertation Wien* 1985.
- URBAN, O.H. (1994) Keltische Höhensiedlungen an der mittleren Donau. Linz-Freinberg, Wien-Leopoldsberg, Hainburg-Braunsberg. *Habilitationsschrift, Universität Wien* 1994.
- (1996) „Er war der Mann zwischen den Fronten“. Oswald Menghin und das Urgeschichtliche Institut der Universität Wien während der Nazizeit. *Archaeologica Austriaca* 80, 1996, 1-24.
- VEIT, U. (2002) Wissenschaftsgeschichte, Theoriedebatte und Politik: Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie in Europa am Beginn des dritten Jahrtausends. In: BIEHL, P.F., GRAMSCH, A. & A. MARCINIAK (Hrsg.) *Archäologien Europas/Archaeologies of Europe. Tübinger Archäologische Taschenbücher* 3. Münster 2002, 405-419.
- WALCHER, C. (1996) Vergleich der archäologischen und historischen Quellen zu metallverarbeitenden Betrieben im 1. Bezirk von Wien anhand mittelalterlicher und neuzeitlicher Schmelztiegel. *Proseminararbeit, Wien* 1996.

WEINICH, D. (2003) 'Constraints' im Zivilisationsprozess. Das Konzept der Eigengesetzlichkeiten bei Norbert Elias im Lichte neuerer evolutionsbiologischer, insbesondere systemtheoretischer Konzepte. In: MELEGHY, T. & H.-J. NIEDERZU (Hrsg.) *Soziale Evolution. Die Evolutionstheorie und die Sozialwissenschaften. Österreichische Zeitschrift für Soziologie. Sonderband 7, 2003*, 218-38.

WITTGENSTEIN, L. (1963) *Tractatus logico-philosophicus. Logisch-philosophische Abhandlung. Edition Suhrkamp 12. Frankfurt am Main 1963.*

WOLFRAM, S. (2000) *Vorsprung durch Technik or 'Kossinna Syndrome'? Archaeological theory and social context in post-war West Germany. In: HÄRKE, H. (Hrsg.) Archaeology, Ideology and Society. The German Experience. Gesellschaften und Staaten im Epochenwandel 7. Frankfurt am Main 2000, 180-201.*

ZINGERLE, Ch. (2003) Gütertausch in der Ur- und Frühgeschichte. In: LESKOVAR, J., SCHWANZAR, Ch. & G. WINKLER (Hrsg.) *Worauf wir stehen. Archäologie in Oberösterreich. Kataloge des Oberösterreichischen Landesmuseums N.F. 195. Weitra 2003, 261-264.*

Mag. Dr. Raimund Karl FSA Scot MIFA
University of Wales Bangor
Department of History and Welsh History
Ogwen Building, Siliwen Road, Bangor,
Gwynedd LL57 2DG, Cymru, UK
r.karlbangor.ac.uk